

Sehr geehrte Herr Neumann

Es muss so im September, Oktober 2017 gewesen sein, als Klein-Cel beschloss, dass Teltow ihr nicht mehr groß genug ist und sie jetzt eine Weltreise zweihundertfünfzig Kilometer weiter nördlich unternimmt. Ob das wirklich an der Größe Teltows lag oder eher daran, dass weder Berlin noch Potsdam mich als Unistädte angefixt haben, das sei nun einmal dahingestellt, aber wenn ihr den ein oder anderen Zeitungsartikel lest, dann lag mein Fortgehen an der Größe Teltows. Ich war aufgeregt. Natürlich war ich aufgeregt. Neue Stadt, neues Glück? Wenn ich von da nach Hause wollte, dann kann ich das nicht mit einem netten Spaziergang regeln – könnte ich doch, aber lauft mal zweihundertfünfzig Kilometer, um euch ein paar belegte Stullen abzuholen und von eurem Kater ignoriert zu werden – und wenn ich Probleme haben sollte, dann könnte Mama dafür nicht mehr einspringen.

Nicht, dass Mama das oft getan hätte. Ab meinem sechzehnten Lebensjahr hieß es spätestens: Dafür bist du alt genug. Bedeutet: Ich musste allein zur Krankenkasse gehen, allein zum Arzt (Allein zum Arzt! Könnt ihr euch das vorstellen? Da geht es einem schon beschissen und dann muss man auch noch allein in diesem rotzenden, schniefenden Wartezimmer warten, damit der Arzt einem sagt: Ja, du hast Fieber. Gratulation! Das wusste ich auch schon vorher. Und was bekomme ich als Lohn für meine nervenaufreibenden Mühen? Eine lächerliche Krankschreibung und betäubende Lutschtabletten, die bei mir noch nie gewirkt haben.), allein überall hin! Und alles selbst regeln. Was im klareren Klartext bedeutet: Wenn man sich doof genug anstellt, verliert Mama die Nerven und macht es selbst. Gerade wenn die Angelegenheit „wichtig“ ist.

Leider bin ich ein Mensch, der in allem, was er tut, sehr ungeschickt ist und sich sein Stammhirn gelegentlich zum Frühstück aufs Toast schmiert. Leider, leider blieb also mehr an Mama hängen, als uns beiden lieb war. Ich wollte schließlich auch lernen erwachsen zu werden und sie? Sie muss irgendwann zwischen meinen Angelegenheiten noch meinen zwei kleinen Geschwistern erklären, dass sie es besser machen sollen als ich. Und Papa von der Arbeit abholen. Weil Papa es hasst, selbst Auto zu fahren.

Mit der Supermama war es allerdings vorbei, als ich zweihundertfünfzig Kilometer von Teltow entfernt aus dem Bus stieg, mich einmal umsah, mir meinen tollen Uniplanungsplan nahm und mich auf den Weg ins nächste, große Abenteuer machte.

Wie bereits erwähnt: Manchmal frühstücke ich mein Stammhirn direkt am Tagesanfang. Als Papa also sagte: „Bereite dich gut auf den Tag vor“ verstand ich: „Druck halt einfach die Startseite der Uni aus“ und da standen einige wichtige Veranstaltungen drauf, nur nicht die, die ich nicht hätte sausen lassen sollen.

Also ging ich selbstverständlich pflichtbewusst zu hilfsbereiten Studis, damit sie mir das Denken abnehmen und für mich meinen Stundenplan erstellen (jedes Semester aufs Neue eine Freude, nur kennt man mich dort inzwischen und ich gehe nicht mehr als Erstsemestler durch), die mir dann erklärten, dass aktuell die Einführungsveranstaltung für Geschichte läuft. Was so weit nicht tragisch gewesen wäre, hätte ich Geschichte nicht als eines meiner Fächer gewählt. Was so weit nicht tragisch gewesen wäre, schließlich wurde uns bei der Germanistikeinführungsveranstaltung nur gesagt, wo wir die besten Orte finden, um uns mit den Profs zu besaufen – langweilige neunzig Minuten für jemanden, der sowohl Kontakte als auch Alkohol strikt und überzeugt scheut.

Nur sind die Geschichtsleute, nun ja, Geschichtsleute. Sie sind völlig aus dem Häuschen darüber, dass soeben die Berliner Mauer gefallen ist – der eiserne Vorhang, das Ende des kalten Krieges (was auch immer ein Historiker damit verbinden will) – bedeutet, das Internet ist für uns alle Neuland. In jedem Fach schreibt man sich für seine Fächer online ein. Außer in Geschichte. Da steht der professorentitelschwere Fachbereichsleiter an der Tafel, erklärt uns, dass wir ohne die Beherrschung der Rechtschreibregeln nicht bei ihm auftauchen müssen, und verlangt von uns, dass wir uns an Ort und Stelle in Papierlisten eintragen.

Selbstverständlich habe ich den Weg zu der Veranstaltung nicht rechtzeitig gefunden. Also hastete ich in die nächstbeste Unibibliothek – die verfügt, anders als meine Wohnung damals, über Internet – und schrieb eine panische Mail:

„Sehr geehrte Herr Neumann, ich bin dumm. Sehr dumm. Ich will trotzdem in Ihrem Fachbereich studieren. Bitte, bitte!“ Ungefähr so. Die erste Zeile exakt so. Zu meinem tiefsten Bedauern. Stress. Es war der große Stress, unter dem ich stand. Normalerweise hätte man mir auf die Finger geklopft und mich gefragt, wo ich denn bitte NICHT lesen gelernt habe. Aber weder Mama noch Papa waren da, also musste ich die Sache wohl selbst ausbaden.

Die Antwort war sinngemäß: „Ja, dann kommen sie halt zum Neuen Markt und tragen sich da selbst ein. Sollte doch machbar sein.“

War machbar.

Was ich erst Wochen später erfahren sollte: Der Professor, den ich mit „Sehr geehrte Herr“ angeschrieben habe, gehört wohl zu einem der strengsten an der Uni. Er besteht sowohl auf seinen Professoren als auch auf seinen Dokortitel – das Habilitiert darf der Student ausnahmsweise weglassen – und vor allem auf eine korrekte Rechtschreibung, Grammatik. Und Landeskunde. Landeskunde findet er auch toll. Sehr toll. Mehr als toll. Übertollend.

Als ich in seiner Übung also Schwerin nach Bayern verordnete, konnte ich wohl glücklich sein, dass er mich nur erschießen lassen und nicht auch noch rädern und vierteilen lassen wollte.

Und als ich meine zweite eMail an ihn adressierte mit einer sanften Besserung: „Sehr geehrter Herr Neumann“, da konnte ich mich wohl glücklich schätzen, dass es nur zu einem sinngemäßen: „In eine ordentliche eMail gehören sowohl Doktor- als auch Professorentitel, Frau Weithaas – dafür macht man doch den Scheiß!“ vor dem gesammelten Kurs reichte.

Aber – Schwamm drüber – jeder fängt mal klein an. Und meine Katastrophensammlung sollte gerade erst begonnen haben.

Lisbeth

Lisbeth ist eine tolle Persönlichkeit, die mir bis heute erhalten geblieben ist. Irgendwie muss ich mir schließlich meinen künftigen Hausarzt warmhalten, der höchstwahrscheinlich ins Labor abziehen wird und mich wieder mit den Hausärzten allein lässt, die mir bei vierzig Grad Fieber und Schwächeanfällen empfehlen, einfach einen ausgedehnten Spaziergang zu machen.

Wenn man es ganz genau nimmt, war es hyperunwahrscheinlich, dass Lisbeth und ich uns überhaupt begegnen. Schließlich studiert sie Medizin! Ein achtenswertes Fach, in dem sie mit ihrem Abischnitt von 0,8 gerade so zugelassen wurde. Und ich, naja, ich studiere Geschichte und Deutsch. Immerhin auf Lehramt, was mich davor bewahrt, meinen Studiengang in „Das professionelle Erlangen eines Taxiführerscheins“ umzubenennen. Was für mich nebenbei eine denkbar schlechte Studienrichtung wäre. Schließlich meide ich nicht nur strikt Alkohol und Menschen, sondern auch Autos. Weil Autos böse sind und ich mehr Angst davor habe, bei meiner Führerscheinprüfung gegen den nächstbesten Baum zu fahren, als zweihundertfünfzig Kilometer am Stück laufen zu müssen.

Lisbeth und ich, wir trafen uns an einem schicksalshaften Tag Anfang Oktober. Die Einführungsveranstaltung für alle Studierende. Oder besser: Wie quetschen wir eintausend Studierende in zwei Säle mit insgesamt fünfhundert Plätzen? Geistesblitz: Wir teilen die Veranstaltung auf.

Sind wir mal ehrlich, keiner hat Lust, eine Stunde im Nieselregen darauf zu warten, dass einem die besten Partylocations genannt werden und die obligatorische Mahnung des Rektors abgehalten wird. Da ich wie immer notorisch eine Stunde zu früh war, musste ich mich nicht darum sorgen, eine Stunde im Nieselregen warten zu müssen.

Lisbeth aber, die notorisch immer fünf Minuten vor Veranstaltungsbeginn eintrifft, schon.

Ich habe also in diesem Riesensaal heldenhaft einen Platz für meinen Rucksack freigehalten – nur nicht von der Situation überfordert sein, lächeln und winken, lächeln und winken! – als Lisbeth in der Tür auftauchte, auf den Platz meines Rucksacks (ich nenne meinen treuen Rucksack für die folgenden Zeilen wohl besser Bert, das ist kürzer)

deutet und die Worte des Schreckens sagte: „Da ist doch noch etwas frei!“

Ich wollte sie daraufhinweisen, dass Bert diesen Platz bereits seit zwanzig Minuten für sich beansprucht und es nicht sein kann, dass sie ihrer Menschlichkeit wegen glaubt, auf diesen Platz einen größeren Anspruch zu haben als Bert – Mediziner halt, immer wichtiger als alle anderen –, aber ich machte mir keine großen Hoffnungen mehr, nachdem Lisbeth den Appell „Brandschutz“ ignorierte, unter dem Arm des bedauernswerten, türstehenden Studenten durchtauchte und mich breit grinsend ansah.

Ich platzierte Bert auf dem Boden und der Mediziner sich auf Berts Platz. Ist doch immer so. Keine Ahnung, was die für Gottkomplexe haben.

Nun ja, ich hatte mir vorgenommen, dass es recht praktisch wäre, in einer neuen Stadt Freunde zu finden. Mehr als vier, fünf hatte ich eh nie an der Hand und Lisbeth lief mir geradeso in mein verzweifertes Fischernetz. Also setzte ich mein breitestes Lächeln auf und bevor ich sagen konnte: „Hi, ich bin Spießler-Cel. Und du?“ sagte sie schon „Hallo, ich bin Lisbeth. Danke dass du mir einen Platz freigehalten hast“. Oder so. Ihr eigentlicher Dank hätte Bert gelten müssen, aber da Bert nur ein Rucksack ist, war er selbstverständlich sekundär.

Da ich nach dieser Woche allerdings wirklich, wirklich Menschen kennengelernt haben wollte, ohne an den dämlichen Erstveranstaltungen teilnehmen zu müssen, machte ich Lisbeth nicht auf Bert aufmerksam, sondern empfing sie mit offenen Armen. Das folgende Gespräch habe ich nicht mehr ganz in Erinnerung. Ich weiß nur noch, dass wir uns beide tierisch gelangweilt haben und ich mich bei unserem folgenden Spaziergang über den Campus mit meinen 1,5 im Abi tierisch cool gefühlt habe, bis sie die 0,8 ausgepackt hat.

Und, als hätte Lisbeth es dabei nicht belassen können, machte sie auch noch einen echt netten Eindruck. Einige von euch, werden sich nun fragen, was so schlimm daran ist, aber im Jahre 2017 habe ich demonstrativ jeden zehnten Prozent weniger gemocht, als er es verdient hätte, wenn er auch nur einen Notenpunkt besser in einem Abi war, das ich eventuell vielleicht nicht wirklich vorbereitet habe, weil ich in der Zeit eventuell vielleicht die Jahreszeitentriologie verfasst habe. Ups.

Lisbeth hatte ein Abidurchschnitt, der um sieben Notenpunkte besser war als meiner, allerdings mochte ich sie auf Anhieb mehr als alle Freunde, die ich bis dato hatte. Ich nehme an, unter anderen Umständen hätte man die Sache als Liebe auf den ersten Blick betitelt – wären wir beide lesbisch, hätte es nicht geregnet und hätte man zu unserer Linken kein Beerpong am helllichten Tag gespielt –, so führten die Sympathien allerdings nur dazu, dass wir uns zur Studienfinanzierung beraten ließen – „Ihr braucht schon um die achthundert Euro!“ und ich schaute auf meine sechshundertfünfzig Euro, mit denen ich schon übergut hinkam und fragte mich, was ich mit hundertfünfzig Euro mehr so ganz ohne Auto und Shoppingambitionen anstellen sollte – und beide wenig enthusiastisch aus der Sache rausgingen. Lisbeth, weil sie kein Barfög bekommen würde (was sie eigentlich auch vorher schon wusste) und ich, weil ich keine Ahnung hatte, warum ich mit diesem Unsinn meine Zeit verschwendet habe. Es war allerdings, als wollte Lisbeth den Fehler mit der Finanzierungssitzung wieder wettmachen. Sie schlug mir vor, dass wir uns zum Kaffeetrinken treffen und wenn Lisbeth etwas vorschlägt, verdammt, dann ist das ein Befehl. Da ich allerdings ohnehin verzweifelt auf Freundesuche war, kam ich diesem Befehl gern nach, trank mit ihr Kaffee – also eigentlich Tee oder heiße Schokolade – und zeigte meine spießigste Seite. Was ich gut kann. Erschreckend gut. Vor allem für meine damaligen zarten siebzehn Jahre. Je eine Achtzigjährige im Körper einer Siebzehnjährigen gesehen? Tada! Aber da Lisbeth zur Toleranz erzogen wurde und, wie ich nun weiß, sich selbst für den seltsamsten Vogel auf der ganzen Welt hielt, konnte ich zumindest unter einen Aspekt meiner Erstwochen-To-Do-Liste einen Haken setzen. Freunde finden? Heldenhaft gemeistert. Sich regelmäßig mit Freunden treffen? Meh. Schwamm drüber, das ist eine andere Geschichte.

Die Sache mit der Kursbelegung

Uns war von erfahrenen Studis eingeschärft worden, kommen wir in einen Kurs nicht rein, dann sollen wir verdammt noch einmal einen Platz dort besetzen und erst gehen, wenn man uns an den Ohren aus dem Raum zieht. Und dann auch nur unter Protest.

Meine Professorin in Linguistik hatte allerdings wohlwissentlich nur so viele Stühle in den Raum gestellt, wie sie Anmeldungen zugelassen hatte. Mit einigen anderen Erstis übte ich mich also im Kulleraugenmachen und wurde doch nur wieder vor die Tür gestellt. *Keine Plätze mehr. Seht ihr? Ihr könnt es ja am Mittwoch noch einmal versuchen.*

Das ist das Problem mit der Uni. Da ist man motiviert und ambitioniert und dann kommt die Platzfrage dazwischen und schon verwandelt man sich in einen partysüchtigen Alkoholiker mit einer Veranstaltung pro Semester.

Das konnte ich natürlich nicht zulassen. Die erfahrenen Studis hatten uns niedlichen Erstsemestern zwar auch gesagt, dass es nicht allzu schlimm sei, wenn wir eine Veranstaltung nicht bekommen. Kann man ja nachholen. Aber die sind ja nicht ohne Grund im Fachschaftsrat! Nein, die sind natürlich nicht im Fachschaftsrat, um zu helfen. Die sitzen im Fachschaftsrat, um sich ein zusätzliches Regelstudienzeitsemester zu sichern.

Da enden?

Wollte ich selbstverständlich nicht. Anstatt also eine ruhige Kugel zu schieben und den Tag zu genießen, mir anzugucken, wo ich denn reingekommen bin und mich ein wenig darauf vorzubereiten, machte ich mich an einen brillanten Plan, um doch noch in den Kurs reinzukommen.

Weil wenn ich da nicht auf Anhieb reinkomme, dann ist das Studium gelaufen. Direkt. Auf der Stelle. Von vorn herein.

Wie ich heute weiß, hat mir die freundliche Dame bei der Stundenplanzusammenstellung extra die Seminare für das zweite Semester in meinen Plan gelegt, damit ich mich nicht stressen muss. Falls ich nicht in die Veranstaltung komme.

Hätte ich einen Blick in den Modulplan geworfen, dann wäre mir das eventuell vielleicht sogar aufgefallen.

Aber ich musste in diese Veranstaltung rein. Sonst könnte ich das Handtuch auch gleich schmeißen und heulend nach Hause zurückkehren.

Mein ausgebuffter, im Kern brillanter Plan also?

Mich am Mittwoch wieder mit Kulleraugen vor die Professorin stellen und ganz lieb Bitte, bitte sagen.

Was ich damals nicht wusste: Es gibt so eine seltsame Nachrückliste, über die eigentlich die Studis nachrücken, wenn einer sich abmeldet.

Was ich damals auch nicht wusste: Die meisten Professoren haben keine Lust auf diesen unnötigen Aufwand und empfangen bereitwillige Platzfüller-Erstis auf der Türschwelle, um das Seminar wieder aufzufüllen.

Plus Minus Null. Ich lächelte unschuldig und in naiver Erstiverzweiflung, die Professorin grinste breit und, kleiner Spoiler, sollte es bald bereuen, dass sie mich in ihre Linguistikveranstaltung gelassen hat.

Weil Linguistik eigentlich nur Grammatik ist.

Und ich Grammatik liebe.

Und einiges über Grammatik zu wissen glaube. Danke Frau Deutschlehrerin Klasse sieben bis zehn.

Und ich es hasse, wenn Menschen weniger wissen als ich und sich die Sache deswegen unnötig in die Länge zieht.

Und deswegen versuche ich, die Nummer abzukürzen.

Deswegen ziele ich vielleicht darauf, dass die Antwort bald kommt.

Sehr bald.

Ach, dazu kommen wir später.

Erstmal durfte das stolze Ersticel auf den frisch erschlichenen Stuhl huschen, das Schulzeug auspacken in bester motivierter Strebermanier (inklusive rotem Hefter!) und sich daran erinnern, dass das stolze Ersticel irgendwie immer noch nicht die Anzahl an Freuden ergrinsen konnte, die es wollte.

Rückblickend muss ich extrem gruselig gewirkt haben. Breit lächelnd, übermotiviert Smalltalk haltend, vorbereitet wie ein streberhafter Einserschüler. Also genau die Person, mit der eigentlich niemand etwas zu tun haben will.

In dem Moment kam ich mir aber sehr niedlich und sehr zuvorkommend vor und die beiden lieben Drittsemestler zwischen mir müssen das gespürt haben. Sie setzten mich nämlich nicht kurzerhand wieder vor die Tür, sondern unterhielten sich mit mir! Über das Wetter. Und das Wochenende. Die eine war bei der Oma ihren Geburtstag feiern. Die andere hat das Semester mit einer netten Feier eingeleitet. Ich habe geschrieben. Weil ich gefühlt immer schreibe.

Schreiben ist nicht unbedingt das coole Hobby, das man unter Germanisten – oder generell Menschen – an die große Glocke hängt. Also ... ich bin ehrlich, ich weiß nicht mehr, was ich damals geantwortet habe. Wahrscheinlich sowas unlustiges wie: Ich war zu Hause und hab da meine eigene Party gefeiert. Mit mir allein. Forever alone. Oder so.

Ich bin noch immer einer der komischsten Kauze überhaupt. Damals hatte ich nebenbei noch den Erstibonus und die „Ich bin erst Siebzehn“-Info (die ich, so wie ich mich kenne, niemals, niemals, niemals für mich behalten habe, weil, naja, ich bin toll und das muss wirklich jeder, jeder, jeder wissen) und rückblickend ist es das gigantischste Wunder, wirklich das gigantischste aller Wunder, dass sie bis zum Ende des Semesters neben mir blieben, weiter mit mir sprachen, jedes Mal aufs Neue ein nettes Gespräch begonnen und nur selten ihre Bücher vorgeschoben haben.

Allerdings, ich bin ganz ehrlich, überrascht es mich auch nicht, dass wir danach keinen Kontakt mehr hatten. Ich habe sie nie angerufen, sie haben meine Nummer wahrscheinlich von vornherein blockiert und in meiner sozialen Unfähigkeit habe ich auch irgendwie den Moment verpasst, zu dem es angebracht gewesen wäre, lieb und nett und bescheiden zu sein.

Aber, he, Schwamm drüber! Meinen Kurs? Den habe ich bekommen.

Das Steckenpony namens Grammatik

Wenn ich was kann, dann alles, was sich um die deutsche Sprache dreht. Deklinieren, konjugieren, substantivieren. Aktiv, Zustandspassiv, Vorgangspassiv, Plusquamperfekt, Futur II. Alles kleine Winzigkeiten, mit denen ich mich pudelwohl fühle und die ich mit beiden Armen empfangen und umarme.

Da, da gab es diese eine, bemitleidenswerte Professorin, die sich dachte, einen süßen Ersti in ihren Kurs zu lassen, sei gut für ihr Gewissen und ihre Vita. Die aus dem vorherigen Kapitel. Die dachte sich bestimmt: Oh, schön, endlich jemand, der etwas lernen will und motiviert ins Studienleben startet.

Also, ich war motiviert. Ich war sehr motiviert, vor allem, weil ich mich gefragt habe, was der Mist soll. Ganz viel Deutschunterricht aufgesplittet in seine mehr oder weniger relevanten Bestandteile. Deutschunterricht kann ich seit immer. Reden, toll, wurde mir in die Wiege gelegt. Als man mir noch die Fachbegriffe für das lieferte, was ich eh den ganzen Tag non stop tat, war das ein Geschenk von der allwissenden Deutschgöttin an mich.

Nur leider, naja, gab es schon eine Deutschgöttin für mich. Und das war leider nicht die Professorin vor mir, die zu neunzig Prozent Zeug wiederholte, das ich bereits wusste. Was zugegeben nicht daran lag, dass ich auf eigene Faust massenhaft Bücher gewälzt und mich auf das Seminar vorbereitet hätte. Ich hatte einfach eine hammergeute Deutschlehrerin, die mir jedes Grammatikdetail in den Verstand geprügelt hat, bis ich dazu in der Lage war, ihre dämlichen Klassenarbeiten zu bestehen. Faustregel: Macht ein Lehrer sich vorne lächerlich, merkt man sich den Schritt. Meine Deutschlehrerin hat sich in den Grammatikstunden oft lächerlich gemacht, ich habe mir das Zeug gemerkt, die arme, weichherzige Professorin musste das ausbaden.

Wie bereits angeschnitten, wenn ich etwas weiß, gehe ich davon aus, dass jeder Vollidiot das weiß. Zumindest hielt das siebzehn-, bald achtzehnjährige Cel die Sachen so. Es zeigte sich: Nicht jeder hatte meine Deutschlehrerin, also saßen viele Studierende tatsächlich in diesem Seminar, um etwas zu lernen und nicht nur, um die Klausur schreiben und das Modul abschließen zu dürfen.

Das sah ich zugegeben nicht ganz ein. Also dass man sich damit aufhält, den Leuten Zeug beizubringen, das sie bereits seit der Schule wissen müssten.

Wann immer also eine Frage kam, meldete ich mich. Und wenn die Professorin mich nicht drannahm, sondern darauf wartete, dass eine der Pappnasen eine Erleuchtung erlitt, naja, dann meldete ich mich, sagen wir, ich meldete mich etwas deutlicher.

Man kann sich das sehr, sagen wir, sagen wir, man kann sich das sehr niedlich vorstellen. Weil ich ein Erstsemestler war mit sehr motiviertem Hefter und ausreichend liniertem Papier und Stiften und so. Breit lächelnd. Zumindest anfänglich.

Ja, okay, vermutlich war ich einfach die schnipsende Pest. Sogar die ruhigste, liebste, knuddeligste Professorin ermahnte mich nämlich irgendwann mit einem heftigen „Frau Weithaas“ und damit, naja, wusste ich zumindest, dass ich einen winzig kleinen Schritt zu weit gegangen war. Eventuell. Und eventuell sollte es mich auch nicht wundern, dass niemand aus diesem Seminar freiwillig je wieder ein Wort mit mir gewechselt hat.

Ups.

Aber ich fand mich toll. Ich fand mich riesig, wie ich da saß, die Texte für den Unterricht nie las und trotzdem alles wusste, was gefragt wurde.

Wow, wenn ich auf die Zeit zurückblicke, ist es ein Wunder, dass ich überhaupt Freunde gefunden habe. Und ich sollte nicht mehr darüber überrascht sein, wie tolerant die alle sind. Ich meine, es sind meine Freunde! Die mussten den Härtesten schon in Minute eins bestehen. Auf jeden Fall wickelte sich der Linguistikunterricht auf diese Weise ab. Ich kam knapp eine halbe Stunde zu früh. Ich stand vor dem Raum wie immer in der Schule und irgendwie hat der Gewohnheitsesel in mir noch nicht den Bogen vom Schulkorridor zum Unikorridor bekommen. Weil, naja, im Schulkorridor habe ich mich mit meinen Freunden getroffen und die Zeit tot gequatscht. Meine Freunde gehen nicht auf die gleiche Uni wie ich. Wenn ich also nun eine halbe Stunde zu früh komme, ist das keine Quatschzeit, sondern eine ... naja, Quatschzeit. An die Decke starren. Das schwarze Brett lesen. Feststellen, dass auf dem schwarzen Brett das Gleiche steht wie vor zwei Wochen. Auf den

Boden starren. Jemanden sehen und unsicher sein, ob man grüßt. Sich gegen das Grüßen entscheiden. An die Wand starren. Tief seufzen.

Sobald sich die Tür öffnete, ging ich in gemessenem, hastigem Schritt auf meinen Platz zu, setzte mich, packte mein Zeug aus und ließ den ätzenden Streber von Sekunde eins an raushängen. Inklusive nicht vorhandenem Modegeschmack, skeptischer Betrachtung der Kommilitonen (so das kluge, kluge Fachwort für Studis, die mit mir in einen Raum gesperrt wurden – nach dem zweiten Semester konnte ich es dann auch aussprechen). Irgendwann fünf Minute vor Ernst kamen meine Sitznachbarinnen rein, haben sich mit mir unterhalten und dann habe ich die Cel raushängen lassen.

Frage eins, Arm hoch. Frage zwei, Arm hoch. Was, die Professorin nimmt mich die ersten Male nicht ran? Dann ignoriere ich sie jetzt kopfschüttelnd und halte meine künstlerischen Zeichenergüsse am Seitenrand fest.

Niemand kann ihr die Frage beantworten? Ich werfe ihr einen tiefen Blick zu, sie ignoriert mich. Gut, dann halt nicht!

Ich meine, zum Schluss bin ich meistens eh rangekommen. Vor allem, wenn die Zweite, die echt viel wusste, krank war. Oder einen schlechten Tag hatte und die Professorin schon aus Prinzip ignoriert hat.

Vielleicht ... kennt ihr Young Sheldon? So eine seltsame Serie, die an die Big Bang Theory angelehnt ist. Da gibt es so einen Freak, der heißt Sheldon, weiß alles und macht damit seine Mitmenschen runter. Also, ich wusste nicht alles. Und was ich wusste, wusste ich nicht, weil ich ein Überflieger oder so war, sondern einfach nur, weil ich meiner Deutschlehrerin an den Lippen hing wie Klein-Adalbert beim kleinen Nick. Ne, ich war nur genauso penetrant, wenn ich etwas wusste. Niemand hat mich erschlagen. Aber die eine aus dem Seminar jobbt inzwischen nebenbei bei dem Rewe, in dem ich einkaufen gehe und das Seminar liegt inzwischen unübertrieben drei Jahre zurück. Sie tut immer noch so, als würde sie mich nicht kennen. Aber, Schwamm Drüber! Jeder fängt mal sozial unfähig an.

Vivi

Meine Mission blieb die Gleiche: neue Stadt, neue Schule, neues Alles. Freunde! Wenn du nicht als die alte Katzenlady ohne Katzen enden willst, brauchst du Freunde.

Sagen wir, ich schockverliebte mich kurz darauf in eine meiner bedauernswerten Mitstudierenden.

Sie war eine halbe Stunde zu früh da.

Sie hielt den Mund.

Sie wirkte introvertierter und deplatziertes als ich.

Okay, sie sah aus wie sechzehn und mein Ego hat meinem Verstand mit Harakiri gedroht, wenn ich ernsthaft eine anspreche, die jünger ist als ich und somit ja auch locker besser als ich sein muss in allem.

Außerdem stank sie nach Zigaretten. Mit Sechzehn. Sechzehn!

Bestimmt aus irgendeinem Hinterland entflohen und Dank ihrer guten Noten versehentlich in die Uni gestolpert.

Nein. Nein, nein, liebes Ego, habe ich mir gesagt. Ich brauche Freunde. Brauche ich wirklich. Ich habe nicht mehr den Luxus, dass mir meine Klassenkameraden alles durchgehen lassen und sich im Nachhinein nur minimal beschweren. Das hier ist nicht mehr das Gymnasium.

Das ist bitterer Ernst.

Also öffnete ich mein zartes Mündlein und sagte irgendwas Eloquentes wie: „Hi.“

Und da Vivi genauso verzweifelt war wie ich, tat sie so, als würde sie sich freuen und wir bemühten uns um eine kleine Smalltalkrunde. Bei der kam schnell genug raus, dass sie bereits über zwanzig ist und der Ego-Verstand-Konflikt löste sich in Wohlwollen auf.

Ich meine, dass zu unserem ersten Gespräch auch celtypische Dinge fielen, wie beispielsweise, sagen wir wie: „Du verbietest mir jetzt aber nicht, Fleisch zu essen, oder?“ nachdem Vivi mir gestand, dass sie Vegetarierin sei.

Ersti-Cel sagte immer, sie habe nichts gegen Vegetarier. Aber. Aber, aber, aber. In Gedanken ohrfeigt mein vegetarischer Popo Ersti-Cel einmal kurz durch und gratuliert ihr herzlich dazu, dass sie sich ins Ego gebissen und Vivi angesprochen hat.

Vivi entpuppte sich dann leider tatsächlich als Raucherin. Das ist ein Kontra. Ein Kontra, das eigentlich groß genug gewesen wäre, um nie wieder ein Wort mit ihr zu wechseln, weil, naja, Rauch? Stinkt? Ungesund? Hässliche Zähne? Stinkt? Stinkt? Stinkt? Bäh???

Aber Vivi entpuppte sich auch als cleveres Kerlchen, das sich so stellte, dass mir der Wind den widerlichen Qualm nicht ins Gesicht blies. Gelang ihr nicht wirklich, also weiterhin ein großes Kontra. Allerdings bemühte sie sich. Sie bemühte sich und hörte zu und hasste mich nicht nach fünf Minuten und blieb meine Sitznachbarin und geht immer noch mit mir spazieren und sie hasste mich nicht!

Gut, Freundin Nummer zwei war adoptiert.

Leute, so schnell geht das! Seid sozial unfähig. Schraubt eure Ansprüche ganz nach oben. Irgendwen gibt es immer, der Mitleid mit euch hat und zerknirscht lächelnd vorgibt, ihr dürftet ihn adoptieren.

Am gleichen Tag traf ich übrigens eine andere Kommilitonin wieder. Die liebe Julia, die ich bereits bei einer der ersten Veranstaltungen getroffen hatte. Eine von dem „Ich habe meinen Stundenplan zehn Wochen vor Studienbeginn fertig“-Schlag. Finde ich gut. Wirklich. Diese Menschen haben alle Termine im Kopf und ich muss mich nicht selbst in diese nervigen Details knien wie: Wann muss ich mich für die Prüfungen anmelden? Welche Professoren sollte man meiden? Oder – welche Module muss ich überhaupt belegen?

Julia war ein Schätzchen, das mir leider recht früh an eine Bankkauffraukarriere verloren gegangen ist.

Vivi bleibt mir weiter erhalten. Vivi, die Angst hatte, dass, wenn sie einmal eine Vorlesung schwänzt, von der Uni fliegt. Vivi, die vom Dorf kommt und ein Straßenschild durch ihr halbes Bundesland geschleppt hat und da keine Angst hatte, dass man sie hinter Gitter schiebt. Vivi, die mehr liest, als ein normaler Mensch lesen können sollte.

Ne, im Ernst, noch einmal zurück zu dieser wirklich, wirklich irrationalen Vorlesungssache. Vielleicht habt ihr schon einmal gesehen, dass ein armer Prof vor einem Saal mit zwanzig Studis seine Vorlesung hält. Kleiner Wink am Rande: Wenn ein Zehntel der in die Vorlesung eingeschriebenen Studierenden sich die Vorlesung tatsächlich bis zum Schluss gibt, dann ist das gut. Dann ist das ein Kompliment für den Prof. Unironisch. Weil die Vorlesungen, das sind

halt zumeist die Füllveranstaltungen. Die muss man halt reinlegen, um das Modul abschließen zu können. Manchmal fällt da versehentlich ein Seminar mit rein und manchmal, tja, manchmal ist es halt auch einfach egal. Ganz ehrlich: Wenn du die Wahl zwischen einem Prof hättest, der die ersten dreißig Minuten von neunzig Minuten dazu nutzt, die Weltgeschichte zu wiederholen, die er uns das letzte Mal mit zahlreichen Wiederholungen aufgetischt hat, und einer niedlichen, flauschigen Katze, die in deinem Bett liegt und mit dir Serien schaut, glaub mir, auf Dauer bist du für die Katze. Selbst wenn du gar keine Katze besitzt, sondern nur ein Bett und ein internetfähiges Gerät. Niemand, wirklich niemand hört sich an, wie ein Prof wiederholt, was er die letzten Male wiederholt hat, wenn er sich einfach die Folien durchlesen kann. Oder die Möglichkeit hat, alles zu ignorieren, was an Informationen über ihm ausgeschüttet wird, weil das Zeug eh nichts prüfungsrelevant ist.

Gut, das war gelogen. Es hören sich Menschen an. Bis zum vierten Semester auch sklavisch ich. Da sind dann in der Sitzung vor Weihnachten halt nur zwei von zweihundert Studierenden übriggeblieben, aber, he! Bis zu meinem vierten Semester habe ich die Professoren glücklich gemacht und danach, danach habe ich angefangen vorbildlich zu studieren und nur noch zu den Vorlesungen zu gehen, die echt gut sind.

Vivi hat dieses Prinzip noch nicht ganz durchdrungen gehabt bis ... zu Semester sechs? Natürlich sagen die älteren Studis immer einige Sachen und unterbreiten uns Tipps, aber, ganz ehrlich? Ich habe den auch nicht geglaubt, also verstehe ich Vivis Panik immer noch nicht. Dass sie exmatrikuliert wird. Weil sie einmal gefehlt hat. In einer Veranstaltung ohne Anwesenheitspflicht. Bei einem Prof, der keine Ahnung hat, wer sie ist.

Aber es war niedlich. Und eine schöne Anekdote, die ich ihr bei jedem zweiten Spaziergang grinsend unter die Nase reiben kann. Egal, ob es sich gerade anbietet oder nicht.

Außerdem, Schwamm drüber, kommt schon! Die inneren Werte zählen. Nicht die irrationale Angst vor dem Fehlen in Vorlesungen. (Fehlen in Vorlesungen. Nicht vor den Vorlesungen selbst, sondern vor dem Fehlen. Mir fällt gerade nur auf, dass meine Freunde genauso

hirnverbrannt sind wie ich. Egal. Was habe ich erwartet?
Weitermachen!)

Der Glanz des Studentenlebens

„Studienjahre sind keine Herrenjahre“, sagen meine Eltern immer und ich habe das ja mal sowas von extrem verinnerlicht.

Studienjahre sind keine Herrenjahre. Gut, dann gehe ich meine Aufzeichnungen halt noch einmal durch. Liebe Wand, bist du nun zufrieden mit mir? Du sagst nichts, das wertere ich als ein Ja.

Studienjahre sind keine Herrenjahre. Gut, dann lasse ich halt den schönen Käse liegen und tausche ihn gegen Gouda. In Scheiben. Von der Billigmarke. Mit Cocktail-Tomaten, weil sie im Angebot sind! Und Nudeln. Und Nudeln, damit ich mir den übrigen Monat noch das Wasser leisten kann. (Ganz so schlimm war es nicht, aber annähernd. Sparen ist besser als Geld auszugeben, also Nudeln an die Macht!)

Studienjahre sind keine Herrenjahre. Gut, dann spare ich die nächste Party halt aus. Und die übernächste auch. Ich habe mir immer geschworen, dass ich einmal auf eine Party gehen kann, um meinen Schülern später überzeugt sagen zu können: *Das ist bäh, das müsst ihr nicht machen. Sehr doof alles, sehr doof.* Aber zugegeben, wenn mich Julia dann gegen halb acht anscrieb und fragte, ob ich Lust hätte, rumzukommen, lag ich bereits mit meinem Pyjama im Bett und wollte gerade die Musik ausmachen. Nach um sieben aus dem Haus? Hallo? Habt ihr alle Lack gesoffen? Was soll ich da denn machen? Mich besaufen und Kontakte knüpfen? Julia hatte meine Einstellung glaube ich nie so richtig verinnerlicht: Drei Freunde sind drei genug. Jeder mehr sind noch mehr soziale Verpflichtungen, denen ich eh nicht nachkomme. Weil ich eine Weinbergschnecke mit Minderwertigkeitskomplexen bin.

Im Ernst, es gab einige Phasen während der ersten Semester, da waren meine Pickel das Selbstbewussteste an mir, während ich versucht habe, irgendwie herauszubekommen, wie meine Kommilitonen so funktionieren.

Wie genau sie ticken, habe ich zwar immer noch nicht rausbekommen, aber Alkohol kann nützlich sein. Das habe ich mir stecken lassen.

Wo waren wir?

Genau. Studienjahre sind keine Herrenjahre.

Studienjahre sind keine Herrenjahre! Kantine zu teuer, ich koche selbst. Gefällt mir gut. Nudeln mit Nudeln und Nudeln. Und Pesto! Aber

nur, weil heute Sonntag ist. Ein Büchlein für die Uni und viele Stunden für mich. Studienjahre sind keine Herrenjahre. Aber perfekt, um sich spießig und langweilig an seinen Tisch zu setzen, den Dinosaurier namens Laptop aus der Tasche zu kramen, und so zu tun, als könne man ein Buch schreiben. Oder auch neununddreißig.

Das mag nach einem verdammt schlechten Witz klingen, aber ich war glücklich, sobald der Laptop hochgefahren war und ich mich mit Dingen auseinandersetzen konnte, die ich verstand.

Mein Tagesablauf? Früh um fünf aus dem Bett rollen und nickend aus dem Fenster gucken. Schön, die Welt steht auch noch. Super. Klingt nach Linguistik. Cool. Duschen, damit ich die Leute nicht wortwörtlich anstinke, ein paar Seichten schreiben, viel zu früh aus dem Haus gehen, Uni, den langen Weg nach Hause nehmen, rein in mein Zimmerchen und schreiben. Manchmal wurde ich von unangenehmen Momenten unterbrochen wie: He, wollen wir uns mal treffen?

Und da Freundschaften gepflegt werden müssen, ließ ich mich einmal pro Monat dazu herab, mich mit Lisbeth zu treffen.

Bezüglich dieser Freundschaftssache waren Julia und Vivi beide deutlich entspannter. Den genügte die Uni. Mit Julia ging ich nach jeder Veranstaltung eine Runde spazieren und Vivi war wie ich: Husch und weg. Bloß nicht mit mehr Menschen sprechen als unbedingt notwendig. Und, verdammt, das ist eine ihrer Wesenszüge, die ich immer noch am meisten mag. Man sieht sich vier Monate lang nicht, aber das ist kein Ding. Wir beide haben das gemacht, was wir halt gemacht haben, dann trifft man sich auf einen stundenlangen Spaziergang und quatscht über Gott, die Welt, die Wirtschaft, Schule, Uni, die verdammt Wirtschaft, die verdammt Politik, die Welt, Uni, Haustiere – Vivi hat einen niedlichen Kater mit Alkoholikernamen, er ist einfach niedlich! – sie spricht ein wenig über ihr Privatleben und ich erzähle von meinen Haustieren in Teltow. Perfekt. Keine Notwendigkeit, irgendwie persönlich zu werden oder persönliche Sachen rauszukramen. Einfach nur toll.

Lisbeth braucht den sozialen Kontakt etwas mehr. Was okay war. Auch damals. Dann habe ich halt noch zwei Stunden länger jemanden gesehen. Auch nur ein Uniblock mehr namens „Sozialkompetenz“. Das

Fach, in dem ich vermutlich immer noch ein Ungenügend bekommen würde.

Obwohl, ich sollte nicht so hart mit mir sein. Ein *fast ausreichend* sollte bei der Sache inzwischen schon rumkommen.

Studienjahre sind keine Herrenjahre. Wir haben uns also gegen die teuren Spielereien entschieden und wenn Lisbeth, Julia oder wer auch immer schon zum Bäcker mussten, gab es halt Tee für mich. Wann immer man sich mit mir traf und trifft, ging es auf einen ausgedehnten Spaziergang. Ich bin einer dieser Freaks, die es hassen, Menschen in ihrer Wohnung zu haben. Vielleicht, weil sie wegen einiger Notizen an den Wänden etwas schizophoren auf andere Menschen wirken könnte, vielleicht auch einfach nur, weil meine Wohnung meins ist und meins meins ist und in meins niemand reinkommt. Man stelle sich an dieser Stelle eine wütend fauchende Katze vor. Und weil ich es hasse, jemanden in meine Wohnung zu lassen, wurde die Sache halt ziemlich deutlich. Spazieren gehen. Bei den anderen treffen. Kino. Manchmal ging es auch ins Kino, weil das Kino schon cool ist. Spazieren gehen. Und, naja, Spazieren gehen.

Ich glaube, die ambitionierten, extrovertierten Studierenden weinen hören zu können. Mensch, Leuts, danke für euer Einfühlungsvermögen, aber, ehrlich, das Einzige, was mich am Studentenleben interessiert hat und interessiert, sind die Sachen, die man mir beibringt, und die stillen Stunden danach. Partys? Ich glaube, ich würde einen Piepmatz bekommen. Wenn jemand in meiner Nähe zu laute, zu stressige Musik abspielt, bekomme ich einen Piepmatz. Aber, Schwamm drüber, auch als Neunzigjährige im Herzen geht das Leben weiter.

Allgemeinwissen

Wer mich kennt, weiß, ich habe Ahnung. Viel Ahnung. Vorausgesetzt, mich interessiert, worüber gesprochen wird. Was auf weniger Bereiche zutrifft, als mir lieb ist. Wirtschaft finde ich toll. Psychologie, wundervoll. Weltgeschichte, ein Träumchen! Ich kann sogar die US-amerikanischen Präsidenten seit Roosevelt lückenlos aufzählen.

Die zwei Weltkriegskandidaten Roosevelt und Truman. Dann kommt Eisenhower an den Füßen, Kennedy am Schienbein, Johnson auf den Oberschenkeln, Nixon an der Gesäßtasche, Ford am Bauch, Carter an der Brust, Reagan an den Schultern, Bush am Hals, Clinton an den Lippen, Bush auf dem Kopf, Obama als Mütze, Trump als netter Einschnitt am Rande und Biden als, naja, frisch im Amt.

Das ist so das, was ich unter Allgemeinwissen verstehe. Oder dass Nixon seine Kandidatur gegen Kennedy auch so krachend verloren hat, weil er sich sein Knie unbedingt an der Autotür anhauen musste während seiner Promotour, deswegen eine Weile im Krankenhaus lag und so fest davon überzeugt war, dass er jeden Staat besuchen muss, dass er zu der entscheidenden Zeit im drei Wahlmänner starken Alaska festsaß, während Kennedy die guten Staaten eintütete.

Wenn jetzt aber wirklich Allgemeinwissen abgefragt wird, ist man bei mir an der falschen Adresse. Wo liegt Schwerin? Woher soll ich das wissen? Sehe ich aus wie ein Atlas?

Was würdest du als informierendes Gespräch bezeichnen? Öhm, vielleicht ein Gespräch, das informiert (kleiner Tipp am Rande, zumeist ist das nicht der Satz, den man hören will, wenn diese Frage gestellt wird).

Wo wächst eine Ananas? Nicht unter der Erde. So viel ist sicher. Aber einen Baum traue ich ihr irgendwie auch nicht ganz zu. Der tägliche Verzweiflungsmarsch.

Warum ich das jetzt aufführe?

Naja, die Uni geht davon aus, dass man Allgemeinwissen besitzt. Da ist es zwar schön, dass ich begeistert erzählen kann, wie Trotzki und Stalin sich nach Lenins Arbeitsunfähigkeit in einen wundervollen Stellenbewerbungskampf gestürzt haben, aber im Endeffekt interessiert es halt zumeist doch eher keinen.

Man fragt so dumme Sachen wie: Wer waren die Karolinger? Woher soll ich das bitte wissen?

Was hat Kafka alles geschrieben? Bücher. So viel weiß ich. Toll. Und jetzt?

Wann ist Brecht gestorben? Vermutlich am Tag seines Todes. Alles Antworten, die man wohlweislich für sich behalten sollte und die ich auch bald gewaltsam heruntergeschluckt habe, selbst wenn man mich rangenommen hat und mit einem meiner seltenen, zum Thema passenden Ergüsse gerechnet hat.

Behaltet dumme Antworten auf, wie ihr denkt, dumme Fragen einfach zurück. Es interessiert keinen. Es lacht auch niemand. Ihr seid einfach nur der Arsch vom Dienst und besteht zwar alles sehr, sehr gut, aber, naja, ihr nervt halt trotzdem.

Wenn ihr allerdings garantieren wollt, dass ihr diesen Kurs nie wieder belegen müsst, egal wie eure Prüfung ausgeht, nervt so gut ihr könnt. Wenn der Prof euch genug hasst, werdet ihr bestimmt einfach durchgewinkt. Danke ich mir so. Weil, naja, ich befürchte schon, dass einige von denen recht froh waren, mich und mein fehlendes Allgemeinwissen los zu sein.

Wann kam Hitler an die Macht? Nachdem er von der Kunstschule abgelehnt wurde und es immer noch nicht ganz verarbeitet hatte, dass der erste Weltkrieg vorbei war, in dem er heldenhaft als Postbote verkehrt hat.

Interessante Infos am Rande, aber eigentlich halt nicht relevant.

Wann traten erstmals weibliche Eiskunstläuferinnen an? Keine Ahnung. Aber wussten Sie, dass die Männer Angst hatten, die Frauen würden aufgrund ihrer Oberweite umkippen?

Mein Hirn ist ein seltsames Ding. An sich gut sortiert, aber recht unbegabt darin, sich die wichtigen Sachen zu merken. Wichtig? Jahreszahl. Unwichtig? Der Sonnenkönig hat sich alle Zähne ziehen lassen, um keinen Mundgeruch zu haben. Dabei wurde ihm dummerweise die Gaumenplatte zur Hälfte mit rausgerissen und er hatte bis zum Ende seiner Tage furchtbaren Mundgeruch, weil sich die alten Essensreste auf den Gaumenplattenresten abgelagert haben. Wichtig? Kafka hat den Prozess geschrieben. Unwichtig? „Durch den Kakao gezogen“ kommt ursprünglich aus der Zeit des dreißigjährigen

Krieges und hieß eigentlich „Durch die Kacke gezogen“. Was der ganzen Sache noch eine ganz neue Nuance verleiht.

Studieren ist toll. Wirklich. Das Doofe ist, dass die Wichtigen Dinge abgefragt werden und nicht die Unwichtigen. Ihr könnt euch ungefähr vorstellen, was mein Hirn in sich aufgesogen hat und ihr könnt euch ungefähr vorstellen, was abgefragt wurde.

Es ist eigentlich ein Wunder, dass ich nur eine Klausur wiederholen musste und alle anderen ziemlich gut ausgegangen sind. Weil ich bei den meisten anderen Klausuren auch immerhin eingesehen habe, wozu ich das lerne: um mich selbst zu unterhalten.

Wichtig? Schwamm drüber. Unwichtig und unwitzig? Ich kann gar nicht schwimmen. Ha! Haha! Hahahahahahaha!

Ja, okay. Ich hör auf mit meinen schlechten Witzen. Die kann eh keiner mehr hören.

Party at the rich dudes house

Studierende feiern immer. Mag ein Vorurteil sein, ist aber in den meisten Fällen nicht ganz falsch. Angenommen wir wurden also in Gruppen aufgeteilt und man war fertig, wurde es ein wenig peinlich, sobald man versuchte, in die seichten Smalltalk-Gewässer zu tauchen.

„Was hast du am Wochenende gemacht?“

„Nichts.“

„Ich habe mich mit Freunden getroffen.“

„Cool.“

„Wir waren im Bunker?“

„Warum wart ihr in einem Bunker?“

„Das ist ein Club.“

„Ah. Klingt sehr interessant.“

„Und was hast du gemacht?“

Bücher geschrieben, Unizeug durchgelesen, einige Spaziergänge absolviert, mich gefragt, warum meine Wände weiß sind, Bücher geschrieben, mir gewünscht, ich wäre weniger sozial unfähig.

„Nichts.“

„Welche Serie?“

„Was?“

„Welche Serie hast du geguckt?“

„Ich gucke keine Serien.“

„Hast du ein Buch gelesen?“

„Nein.“

„Ah.“

„Ah.“

„Und sonst so?“

„Nichts. Und bei dir so?“

„Ja. Auch nicht viel.“

„Schön.“

„Ja. Schon toll.“

„Ja.“

„Warum bist du hier?“

„Ich studiere.“

„Ich auch.“

„Was studierst du?“

„Lehramt. Und du?“

„Ja. Ich auch.“

„Deswegen haben wir ja auch dieses Seminar gemeinsam.“

„Ja.“

Und dann kam endlich jemand und hat die Gruppenarbeit beendet. Gott sei Dank! Normalerweise ging das Reden ganz leicht. Ich habe da gefeiert. Ich da. Woah, cool, Schaum und Lichter! Ja, voll der Wahnsinn. Hast du gesehen, was der und der gemacht hat und wie der und der sich gestellt hat und was da und da passiert ist?

In jedermanns Leben ging richtig was ab und bei mir? Bei mir stand das monatliche Treffen mit Lisbeth bald wieder an.

Klingt trauriger, als es war. Ich hatte meine Ruhe und konnte mich an das Zeug hängen, das mich interessiert, mich das Zeug reinlesen, das mir was gibt, und musste bei dröhnender Musik keine Angst haben, dass mir die Ohren abfallen. Auf meinen Spaziergängen hatte ich meine Musik und habe die Geschichte in Gedanken weitergesponnen. Sobald ich zu Hause war, wurde es aufgeschrieben.

Blöd wurde mein etwas eigenbrötlerischer Lebensstil halt erst, wann immer man sich unterhalten wollte. Irgendwann bekam ich den Bogen raus und fing an über meine Haustiere zu quatschen oder irgendwas anderes Unverfängliches. Manchmal habe ich aus meinem Schreibwochenende ein Quatschwochenende gemacht und vielleicht die ein oder andere Buchsituation umgebügelt und die Figuren anders benannt und ein bisschen unverfänglichen Kram aus meinem aktuellen Projekt erzählt und es als mein Leben ausgegeben.

Ich muss gestehen, ich hätte mich lieber in zehntausend Gespräche dieser Art verwickeln lassen, als nur einmal auf so eine Party gehen. Bei einem netten alkoholfreien Cocktail breitete Lisbeth nämlich vor mir die Erfahrungen ihrer ersten Party aus. Laut. Sehr laut. Trotz Ohrstöpsel. Sehr, sehr laut. Nicht einmal richtig unterhalten konnte man sich!

Was man zu Lisbeth wissen muss: Reden ist wichtig. Mehr ist mehr und länger ist länger. Sie ist auch einfach jemand, der unglaublich amüsant erzählen kann. Ich glaube, sie ist die einzige, die die Beerdigung ihrer Großeltern so umschreiben könnte, dass jeder sich vor Lachen in die Hosen macht. Weil sie die Sachen einfach so schön

trocken und im Lorient-Stil umschreibt. Frei nach dem Motto: „Das Ei ist hart.“

„Aber es hat genau fünf Minuten gekocht!“

Das Studileben hat halt zwei Seiten. Die Seite, die man zum Lernen nutzen darf, und die Seite, die man für zwischenmenschliche Interaktionen verwendet. Wie euch jeder aus meiner Grundschulzeit und Gymnasienzeit bestätigen wird: ich bin zwischenmenschlich begnadet wie eine überfahrene Ratte, mit deren Kadaver man vor fremden Nasen herumwedelt.

Aber, Schwamm drüber! Bliblibla!

Schon süß. Irgendwie

Eventuell war ich im ersten Semester kurzzeitig verknallt in meinen Tutor. Nicht, dass das an sich aufregend wäre. Ich bin niemand, der dann sagt, ich find dich toll, lass uns was Trinken gehen. Ich bin eher jemand, der die Person dann nicht mehr ansehen kann, weil er sich fragt, welche biochemische Reaktion da eigentlich gerade schief läuft und womit genau ich das verdient habe.

Der Tutor hat mich eventuell vielleicht ein winziges Bisschen an eine meiner Buchfiguren erinnert. Timothy. Und wer mir manchmal beim sinnlosen Labern zuhört, weiß, dass, wenn überhaupt Timothy die Buchfigur wäre, mit der ich mich freiwillig treffen würde.

Dass Buchfiguren Buchfiguren sind, das ist mir schon klar. Ich bin ja nicht ganz so durchgeknallt, wie mein Zimmer eventuell vielleicht vermuten lassen würde. Ich habe die Tortur trotzdem für geschlagene fünf Sitzungen über mich ergehen lassen müssen. Danach hat er durchblicken lassen, dass er eigentlich relativ dämlich ist, und die rosa Seifenplatte hat endlich auf meine „bist du denn irgendwie bescheuert?“-Nadel reagiert und ist brav zerplatzt.

Keine Ahnung, womit genau dieser Anflug von Teeniehaftigkeit zusammenhing. Vielleicht, weil ich in eine neue Stadt gezogen war und jedes kitschige Buch uns nahebringt: Hallo, da wartet die große, große Liebe auf dich. Vielleicht auch, weil mir gedroht worden war, dass man eine Zeitungsannonce startet, wenn ich mit achtzehn noch keinen Freund habe oder vielleicht auch einfach, weil ich tierisch angespannt war.

Dieses Studium in einer völlig anderen Stadt war meine größte Herausforderung an mich selbst. Auf geht es in das, wovor ich am meisten Angst habe. Weil, naja, Ängste sind dafür da, dass man sie überwindet. Und überwinden, wollte ich diese Angst vor dem Neuen unbedingt.

Ich bin diese Art Freak, die immer alles gleich macht. Immer in den gleichen Mustern. Ich habe zwei Jahre gebraucht, um mich daran zu gewöhnen, dass ich meinen Klavierhocker an das Klavier stellen soll. Zwei Jahre! Andere brauchen da ein Achselzucken und zwei Sekunden für.

Und wenn ich eh schon alles umschmeiße, was ich kenne, kann ich ja auch einen seltsamen Typen anhimmeln, der mehr oder weniger motiviert das Tutorium leitet und seltsame Kennenlernspielchen mit uns spielt.

Findet euch nach Interessen zusammen.

Lesen? Joa, kann man machen, muss man aber nicht.

Feiern? Bäh, weiche von mir Dämon!

Sport? Ich bitte euch, als sähe mein Spaziergängerpopöchen aus, als könne es mehr verkraften als die Ergotherapie eines Fünfzigjährigen.

Nur fürs Protokoll: Den Typen fand ich halbwegs süß, seine Ideen nicht. So gar nicht. Ich stand dann mit den anderen vier Freaks in einer Ecke. Das Hobby des einen war, dass er mit einem Metalldetektor über das Feld nebenan stromert und auf den großen Fund hofft.

Die anderen hatten, genau wie ich, demonstrativ keine Hobbies.

Vivi war mir fremdgegangen und hat sich bei den Lesern angebediert.

Wie konnte sie nur? Dann musste ich die darauffolgende Aufgabe mit den anderen „Wie haben keine Hobbies und sind langweilig“-Leuten zusammen machen!

Eine Bibliographie. Einige von euch werden das vielleicht genau wie ich in der Schule gelernt haben. So ein dämliches Literaturverzeichnis musste ich für meine fünfte Abiturleistung oder auch Seminararbeit zu dem Thema „Wie sich die kokainhaltige Kur gegen Robert L.

Stevensons fortgeschrittene Tuberkulose in seinem Roman ‚Dr. Jekyll und Mr. Hyde‘ niederschlug“ (Nur am Rande: das genialste Thema überhaupt. Weil dazu noch niemand explizit geforscht hat, musste ich weder eine Befragung durchführen noch ein dämliches Interview und konnte einfach eine halb motivierte Textanalyse hinlegen. Kleiner Tipp an alle: Denkt euch einen langen Titel zu einem Thema aus, das eigentlich niemanden interessiert, dann macht ihr euch das Leben so, so, so viel einfacher!) bereits anlegen. Wir wurden da in der Sek II gnadenlos durchgeprügelt.

Aber die Uni holt jeden ab, wo er ist. Und die Historiker zweifeln genug an dem Verstand der Erstis, dass sie die bibliographischen Faustregeln nicht nur im Grundkurs in ihre Studis reinhämmern, sondern auch das Tutorium verpflichtend machen. Damit wir unseren Mittwochabend von 17:15 bis 18:45 damit verschleudern dürfen, Autorennamen, Buchtitel,

Verlage, Orte und Jahreszahlen aneinanderzureihen, nur damit einem zum Schluss gesagt wird: Die Zeichensetzung ist eigentlich egal, Hauptsache, ihr macht immer den gleichen Fehler im gleichen Muster. Dann winken die Profs das schon durch.

Danke für Nichts.

Und übrigens, danke dafür, dass du meine „Das ist doch echt bescheuert“-Nadel durch die rosa Blubberblase hast platzen lassen. Da wird mir stundenlange „Auf den Schlaf vorbereiten“-Zeit geraubt, damit mir gesagt wird: Joa, macht doch, wie ihr wollt?

Uni. Das, liebe Leute, das ist die Uni. Die Uni ist toll. Die Uni macht Spaß. Sie vermittelt euch ganz, ganz viel. Zum Schluss sagt sie euch, dass es eigentlich echt egal ist, was ihr gelernt habt.

Das ist toll. Das ist ganz, ganz toll.

Immerhin, in dem Tutorium habe ich auch einige wirklich, wirklich wichtige Dinge gelernt.

Erstens: Nur, weil er nett lächelt, ist er definitiv nicht mein Freund in Spe.

Zweitens: Wer in einen Kurs will, bleibt einfach sitzen und steht so lange in der Tür, bis man ihm droht, ihn zum Rektor zu zerren.

Drittens: Wer so doof ist, ohne Altklausuren zu lernen, ist selbst schuld.

Viertens: Wer so doof ist, nur mit Altklausuren zu lernen, ist selbst schuld.

Fünftens: Wer die Uni zu ernst nimmt, hat irgendwas im Leben grundlegend missverstanden. Derjenige, der am besten diskutiert, hat gewonnen. Und derjenige, der abnickt und lieb ist, naja, wahrscheinlich wird er bestehen.

Irgendwie.

Vermutlich.

Gehen wir von aus.

Weil, naja, es geht ja auch um Leistungen und nicht nur um, naja, Starrsinn.

Cleveren Starrsinn.

Die Form des Starrsinns, die mein Hirn noch immer nicht kapiert hat.

Das ist starrsinnig starrsinnig und hält es für lobenswert, elf Stunden für die Fußnoten gebraucht zu haben.

Weil viel Arbeit ist ja gut und nicht dumm.

Nicht nur unnötig dumm dumm.

Schwamm drüber.

Wenn wir jetzt anfangen, starrsinnig und dumm definieren zu wollen, wird da eine Romanreihe draus, die niemand lesen will.

Mit ganz, ganz vielen starrsinnigen und dummen Gedanken.

Ahhh! Klappe. Reicht. Bring mich nicht auf so doofe Ideen, Hirn.

Klappe over und Klappe out.

Such dir einen Job, Mädels

Jeder, der von den Eltern zu so einer dämlichen Sache aufgefordert wurde, weiß, dass ein großer Unterschied zwischen einem Job suchen und einen Job finden besteht.

Einen Job gesucht, das habe ich pflichtbewusst von Minute eins an. Aber wie sich gezeigt hat, bin ich selbst zu doof, um bei Dm die Regale einräumen zu dürfen. Also habe ich die Sache vorerst deprimiert ruhen lassen, beschlossen, dass ich mit meinen Büchern einen gigantischen Durchbruch haben werde, ohne sie zu veröffentlichen, und dass ich mein Unizeug einfach eine Stunde länger pflichtbewusst in Grund und Boden starre.

Das Ding ist halt, dass man einen Job nicht findet, wenn man beschließt, dass das alles doof ist. Also habe ich mein Fähnchen im Januar oder Februar noch einmal gehisst, habe tief eingeatmet, eine lieblose Bewerbung abgeschickt und damit gerechnet, dass man überqualifizierter Lebenslauf wieder ignoriert wird.

Mein überqualifizierter „Hallo, ich habe ein Abi“-Lebenslauf. Bitte lassen Sie mich Brote belegen!

Naja, trotz fehlendem Motivationsschreiben (Was soll ich da bitte reinschreiben? Hallo, ich finde es sehr faszinierend, meine Miete bezahlen zu können und kann es deswegen kaum erwarten, Menschen ihre Brote zu schmieren, da sie offensichtlich weder Messer noch Brot zu Hause haben? Da hätte man mir garantiert wieder gesagt, ich sei bissig und ganz und gar nicht lustig und so.) erteilte mich ein wundervoller Anruf, während ich in der Heimat saß. Komm mal und stell dich vor.

Ja, genau, komm mal und stell dich vor. Wir wollen sehen, ob du zwei Hände und zwei Beine hast.

Also, gesagt getan, und obwohl ich diese Zeilen mit einer demonstrativen Demotivation verfasste, habe ich mir damals ein nervöses Loch in den Bauch gefreut. Mama, ich habe ein Vorstellungsgespräch. Vielleicht habe ich bald einen Job. Kreischanfall!

Begeisterungstürme, Konfetti, das von der Decke rieselt, die Sektflaschen werden entkorkt.

Ne, okay, ganz so heftig war es nicht, aber ich wurde einmal kurz durchgecoacht. Im Großen und Ganzen: Sei so, wie du bist. Nur etwas netter. Und vergiss das Lächeln nicht.

Mit anderen Worten: Halt die Klappe und lächle und winke brav.

Gesagt getan und, was soll ich sagen? Lächeln, winken, schlechtes Makeup und ein Rattenschwanzpferdeschwanz konnten überzeugen.

Juchhu! Dazu kam meine rasche Auffassungsgabe bei der Einarbeitung – ist es nicht faszinierend, dass ich Tomaten schneiden und Brote mit Sesam toppen kann? Und das ganz, ohne daraus eine Wissenschaft zu machen?

Gut, trotz meines guten Englischchabis hatte ich keine Ahnung, was „pork“ heißt, aber meine strahlenden Augen und mein beispielloses Geschick schienen darüber noch einmal hinwegzutäuschen. Während ich ungefähr zehn Minuten pro Brot brauchte. Und die Zutaten nur sehr, sehr langsam fand. Und immer zu viel auf das Brot tat.

Sind wir ehrlich, ich hätte mich nicht eingestellt. Ich hätte mich verbindlich angelächelt und mir empfohlen, es irgendwo zu versuchen, wo man nicht schnell oder aufmerksam sein muss.

Aber der werde Herr sah vermutlich nur „weiblich“ und „weiblich in kurzer Schürze, das kommt bei den Kunden gut an“.

Ich habe mich wie so ein kleiner Chihuahua gefreut, wenn er mal von einem Schäferhund nicht gefressen, sondern respektiert wird.

Also viel zu viele Stunden gearbeitet, jede davon überwiesen bekommen, toll. Sehr, sehr toll. Ganz viel Geld und ich erinnere mich noch daran, wie ich meinen ersten Lohn genommen und für Mama zwei Karten für Apassionata gebucht habe und für Papa ein Wochenende mit Mama in einem Viersternehotel in Dresden inklusive Karten für „Carmen“ in der Semperoper. Geld selbst zu verlieren, das fand ich schon extrem cool.

Die Sitcom-Szenen, in denen die Figuren auf ihrem Bett sitzen und die Tasche voll Geld über ihrem Kopf entleeren, die habe ich versehentlich ausgespart, aber sonst habe ich mir einen schönen Lippenstift pro Monat geholt, den coolen Käse und von dem, was übrig blieb, nette Geschenke.

Weil, wenn Menschen sich freuen, dann ist etwas toll, und wenn etwas toll ist, dann werden ganz viele Endorphine ausgeschüttet und ich

muss weniger Schokolade essen und ich werde dünner und athletischer und ende als Fitnessmodel auf dem Laufband. Also, naja, bis zu dem Ausschütten der Endorphine bin ich gekommen. Dann lag da mein Laptop mit glänzender Hülle, lächelte mir verführerisch zu und ich konnte einfach nicht anders, als mich mit ihm in meinem Bett zu verkrümeln und das nächste Buch zu beginnen. Weil ich keine Hobbies habe und so. Das Arbeiten, das warf meine Tagesplanung ziemlich schnell aus der Bahn. Nicht, dass mich das das erste halbe Jahr gestört hätte. Ich schrieb halt etwas weniger, studierte genauso viel und brachte einmal im Monat gutes Geld nach Hause, mit dem man tolle Sachen anstellen konnte. Ich sah noch mehr Menschen und habe meinen Schlafrhythmus erfolgreich so weit verschoben, dass ich erst um sieben wach wurde! Eventuell auch, weil ich bis halb eins in der Früh arbeiten war und um neun die Uni wieder losging. Aber das funktionierte gut. Ich war übermäßig, hammermäßig motiviert und wenn die Bücher mal kurz litten, ja, was soll´s? Dann schreibe ich halt nur vier im Jahr und keine, keine Ahnung, zwölfunddreißig. Die Arbeitskollegen waren toll, weil wir eh nicht zusammenarbeiteten und nur Hi und Tschüss sagten, die Kunden waren okay, weil ich weiblich war und ab einem bestimmten Zeitpunkt der Hausmeister Wache im Laden schob, damit ich mir nicht mehr die schlechten „Willst du heute Nacht mein Engel sein?“-Sprüche über mich ergehen lassen musste von widerlichen, besoffenen Typen, die kaum ihre Bestellung zusammenbekamen. Sagen wir, meistens ist es so, dass die größte Motivation größer ist als die eigentliche Freude über den Job. Und wenn sie dann erst einmal geht, dann richtig. Aber, Schwamm drüber! Arbeitsgeschichten, die sind doch viel mehr so eine „Schwamm drunter“-Angelegenheit.

Prüfungsanmeldung. Jetzt!

Die Semester sind der Wahnsinn! Viel lernen, viel lesen, viel quatschen, viel herumalbern, häufiges Augenverdrehen. Und dann muss man sich für eine Prüfung anmelden und allen wird langsam bewusst: Naja, jetzt ist der Spaß vorbei und wenn du nicht aufgepasst hast, dann wird es lästig. Richtig lästig. Anstrengend. Sowas halt. *Wir werfen euch doch nicht einfach die Leistungspunkte hinterher.* Irgendwas Vages und wirklich Gemeines in der Richtung hatte eine Professorin wutentbrannt geäußert. Dabei erwartet das nun doch wirklich niemand! Wir würden uns nur über ein winziges Entgegenkommen der Professoren freuen in Form von, in Form von Fragen, die wir ganz, ganz sicher Dank des Seminars beantworten können. Und das ganz ohne die fünfzig angegebenen Bücher auf der Literaturliste zu lesen, um eventuell vielleicht möglicherweise mit viel Elfenmagie und Trollrotz zu bestehen.

Also über eine Klausur, die exakt der Altklausur gleicht. Und die Altklausur sollte uns am besten inklusive richtiger Lösungen in der letzten Sitzung überreicht werden. Ein Stück Schokolade zum Abschied wäre auch nicht schlecht. Oder spätestens etwas Vertrauen zur Prüfung, damit man das Handy nicht grundlos in den Saal geschmuggelt hat und wenigstens die Möglichkeit bekommt, ein winziges Bisschen zu schummeln.

Als ich das erste Mal meine Prüfungen anmelden musste, ging mein Puls ungefähr so:

Wummwummwummwummwummwummwummwummwummwumm. Und nimm das mal zehntausend pro Minute. Ich war kurz davor umzukippen, während ich diese kurze Belehrung am Anfang fünfzig Mal durchzulesen, um ja keine Bindung einzugehen, die ich eigentlich gar nicht will.

Ihr müsst mich nicht darauf hinweisen, dass kein Student jemals eine Prüfung anmelden will.

Ich wollte keine Bindung eingehen, die ich weder will noch muss.

Die Sache ist: du setzt da so ein dämliches Häkchen in ein doofes Kästchen. Ähnlich wie bei der gnädigen Roboterfrage (Bist du ein Roboter?) auf die keine zehn Bilder folgen, aus denen man die Ampel herausfiltern soll, die in einigen Bildern so klein zu erkennen ist, dass ich mir unsicher bin, ob die Ampel zu den Ampeln zählt. Nebenbei,

diese erwarteten Roboterfragen sind für mich der Grund, eine Website zu verlassen. Weil ich es gut und gerne schaffe, eine halbe Stunde lang an den Bilderrätseln zu verzweifeln. Fragt mich nicht, wie. Ich kann es halt.

Nein, die Uni hat an Sicherheitsvorkehrungen dieser Art gespart, wollte nur, dass wir kurz abhaken, dass wir den Belehrungsquatsch gelesen haben, und dann ging es in die ungnädigste Runde: Finde deine Prüfungen. Also zuerst deinen Kurs. Im richtigen Modul. Am richtigen Tag. Zur richtigen Uhrzeit.

Warum die Profs diese penibel genauen Angaben zu Ort und Zeit gemacht haben, verstand ich schlagartig, als ich mit großen Augen vor meinen Rechner saß und mich fragte, warum man vor dem Beitritt zur Uni keinen IQ-Test machen muss.

Finde deine Prüfung. Verdammter Schwamm! Wie denn bitte? Zehntausend Module. Und ich hatte mir fest vorgenommen, das Studium zu schaffen, ohne diesen bescheuerten Modulplan einmal zu öffnen.

Ich stand also vor dem gleichen Dilemma wie damals mit siebzehn Jahren: Halte ich weiterhin an meinem Schwur an mich selbst fest, niemals Mittagsschlaf zu machen, wenn ich nicht unbedingt muss, oder bin ich so gnädig zu mir selbst, breche diesen Schwur an mich selbst und halte ein ausgedehntes Nickerchen?

Damals habe ich mich für das Nickerchen entschieden.

Und aus Sorge vor den Konsequenzen öffnete ich zähneknirschend den Modulplan und schaute mir mal an, was ich so belegt habe.

Die Studis bei der Stundenplanzusammenstellung waren übrigens gemeine Hunde. Sehr, sehr gemeine Hunde. Die haben mir einfach das erste und zweite Semester zusammengelegt. Falls ich nicht in alles für das erste Semester reinkomme. Woran ich leider Gottes alles gesetzt habe, was ich habe. Inklusive unschuldigem Lächeln, Bitte Bitte, trauriges Gucken und mehrfaches auf der Schwelle stehen.

Gut. Also die Prüfungen für die ersten zwei Semester im ersten Semester. Bekomme ich hin. Ich bin ja cool. Bekomme ich hin. Juchhu! Nachdem ich die fünf Prüfungen angemeldet hatte, musste ich erst einmal schwer schlucken.

Das war er nun also. Der erste ernsthafte Schritt in meinem Studium. Das erste Mal, dass ich tief einatmen und eine Leistung erbringen musste.

Leute, meine Nerven lagen blank. Was, wenn die Uni doch nicht nur eine Witzgestalt ist mit Zipfelmütze, die existiert, um die Egos saufender Studenten zu päppeln? Was, wenn die Uni nicht nur existierte, um mich zu unterhalten, sondern um den Studis tatsächlich etwas beizubringen?

Die Panik führte dazu, dass ich das erste Mal in meinem Leben Anstalten machte, wirklich zu lernen.

Das klingt jetzt so ein bisschen nach augenrollendem Fishing for Compliments, aber, naja, ich hätte es in Mathe gebraucht, aber irgendwie habe ich mich nie dazu durchringen können, wirklich, wirklich zu lernen. Zuhören im Unterricht muss reichen. Wenn ich damit nicht wenigstens eine Zwei bekomme, ist halt der Lehrer unfähig.

Eine Überzeugung, die mich überall glänzend durchgebracht hat. Außer durch Mathe. Da hatte ich meine Zwei erst wieder, als die Schulzeit um war.

Halleluja.

Nein, ich sagte mir, die Uni muss schwierig sein. Die Uni ist wie Mathe und ich will nicht den gleichen Fehler wieder und wieder wiederholen. Also fertigte ich mir wundervolle, kleine Karteikarten an und hatte keinen blassen Schimmer, was ich jetzt damit tun soll. Also wurden sie durchgelesen. War interessant. Das, was ich darauf geschrieben habe.

Ich wusste zwar, was darauf steht, weil ich es darauf geschrieben habe, aber sehr interessant. Toll. Cool. Faszinierend. Karten mit Wörtern drauf. Einige habe ich sogar bunt angemalt. Und jetzt?

Tja, Leuts, ich will nur sagen: Prüfungsanmeldungen treiben uns noch zu den seltsamsten, nutzlosen Methoden. Ich durfte feststellen: Nach dem Schreiben der Karteikarten wusste ich nicht viel mehr als vorher und das „Lernen“ hat mir wortwörtlich keinen Fakt näher gebracht. Aber, Schwamm drüber. Um das Lernen zu lernen (haha, Hamsterrad!) bleiben mir ja noch geschlagene neun Semester.

Das Bibliotheksdilemma

Die Uni hat eine Bibliothek. Das ist toll. Sehr toll. Ich bin ein Riesenfan davon!

Ich bin kein Fan davon, dass diese Bibliothek zu den Hausarbeitsnischenthemen viel zu wenig Bücher hat, als dass der kleine Student glücklich werden könnte.

Das Stichwort lautet „Fernleihe“. Leih dir Bücher aus anderen Unibibliotheken aus. Klingt besser, als es eigentlich ist. Eigentlich musst du nämlich sechs Wochen vorher sagen „will ich!“, damit dir das Buch für ausschließlich vier Wochen zur Verfügung gestellt wird und du ein Heidengeld bezahlen musst, falls du die Rückgabe überziehst. Aber klein Cel ist ja nicht dumm, sie fährt mal kurz nach Berlin rum. (Und geht das Versmaß suchen. Ha haha haha.)

Die meisten werden, wenn sie an Berlin denken, den Fernsehturm vor Augen haben. Das Brandenburger Tor. Den Zoo. Den Tiergarten. Christopher Street Day. Madame Tussauds.

Wenn ich an Berlin denke, denke ich entweder an die Museumsinsel (weil keiner Spießler) oder an die Unibibliothek. Was weniger damit zusammenhängt, dass ich in der von Kinderbeinen an tausendmal war, als viel mehr, dass ich sie nicht gefunden habe.

Kurze Anekdote dazu: Wenn ich nicht genau weiß, wo sich mein Zeil befindet, gehe ich so los, dass ich mich theoretisch eine Stunde lang verlaufen kann. Gut für mich. Schlecht für mich. Wägen wir jetzt nicht ab. Die Sache war, wir sollten uns Anfang der elften Klasse am Grimm-Zentrum treffen, um mal etwas Unibibliotheksluft zu schnuppern. War ich jetzt nicht so hyperbegeistert von, aber, he, keine Schule! Also ab in die SBahn und auf in das weite Berlin. Friedrichstraße. Idiotensicher. So die Anweisungen, die mir jeder gegeben hat. Sowohl der Tutor als auch meine Klassenkameraden als auch meine Mutter.

Kleiner Spoiler am Rande: Entweder ich mache eine neue Idiotenkategorie auf oder es ist nicht idiotensicher! Nicht idiotensicher, ich wiederhole, nicht idiotensicher!

Eigentlich muss man raus aus der Bahn, einmal über die Straße, an einem Hotel vorbei, einmal über die Straße, tada!

Was mache ich? Google Maps an. Die Nadel führt mich schon irgendwohin, aber irgendwann stand ich dann halt auf der anderen

Seite der Brücke und die Bibliothek schien mir auch nicht näher zu kommen. Ich rief nach einer Weile verzweifelt meine Mutter an, sie dirigierte mich dann aus einigen Kilometern Entfernung in Richtung Bibliothek. Ich habe sie einfach nicht gefunden. Ich habe sie einfach nicht gefunden!

Passanten gefragt, da lang. Da lang? Ja, okay, da war ich schon fünfzig Mal. Hallo? Bibliothek? Bist du nach Narnia geflüchtet und, falls ja, kannst du mich mal kurz hinterherholen? Ich bin nicht eine Stunde zu früh losgegangen, um eine Stunde zu spät am Treffpunkt anzukommen!

Nach knapp einer Stunde irren und wirren und verzweifeln und beinahe heulen, bin ich auf der anderen Seite des Bahnhofs rausgegangen, und, was soll ich sagen?

Bibliothek gefunden?

Idiotensicher? Mitnichten, meine werten Mitbürger, mitnichten.

Mein Leid war natürlich jedermanns Freude.

Aber, he, wann immer ich an Berlin denke? Die erste Assoziation ist und bleibt diese dämliche Bibliothek.

Kam mir Jahre später zu Gute. Ich bin also brav in die nächstbeste Bahn gehüpft, hab meinen Trolli mit Büchern vollgeladen, bin weiter in die Heimat gefahren, habe mich da ein paar Tage durchfüttern lassen, und es mir erspart, den Krieg um die zwei hausarbeitsrelevanten Bücher an meiner Uni zu führen.

Da ich brav selbst nach Berlin gedackelt war, konnte ich die Bücher auch gefühlt ein halbes Jahr lang verlängern.

Wer sucht, der findet.

Während ich also mit meinen aus Berlin ergaunerten Büchern in meiner Studibude saß und fleißig meine Hausaufgaben getippt habe, lauschte ich angetan den verzweifelten Ausführungen meiner Mitstudierenden. Buch weg. Buch noch da, aber im Semesterapparat. Im Semesterapparat von einer anderen Person gelesen. Man selbst saß vier Stunden umsonst daneben und musste dann los zum Fußarzt. Zum Zahnarzt.

Ach, eigentlich nur zur neuen Serie, aber man musste dann halt los. Prokrastinieren wurde durch die Unibibliothek also nicht nur gefördert, sondern erfunden. Man prokrastinierte neben dem Buch, während

jemand andere das Buch für seine Hausarbeit las. Man prokrastinierte auf der Suche nach dem Semesterapparat, weil er nicht dort steht, wo eigentlich alle verdammten, beschissenen Bücher zu dem Thema und des Fachbereichs stehen.

Man prokrastinierte sogar beim Prokrastinieren, weil, weil alles doof. Manchmal, ich muss geschehen, verfluchte ich meine doofe Cleverness. Deretwegen durfte ich nämlich schon acht Wochen vor Abgabe anfangen. Alle anderen mussten erst vierzehn Tage vorher ran! Ich acht Wochen vorher. Acht Wochen! Acht Wochen die Hausarbeiten anstarren, fertigstellen, vier Wochen in der Wohnung liegenlassen, von Seitenzahlen träumen, die aus den Hausarbeiten krabbeln und einen fressen, drei Wochen liegenlassen, darauf warten, dass man den Mist abgeben darf, die Bücher zurück in die Bibliothek schleppen, zwei Wochen vor Abgabe abgeben, sich wie der übelste Streber fühlen und sich fragen, warum man sich nicht einfach mit allen anderen um das eine Buch kloppt.

Nebenbei ist es wirklich seltsam, zwei Wochen vorher seine Hausarbeiten abzugeben. Man wird angesehen, als wäre man vom Mond gefallen. Und hätte irgendwie den Schuss nicht gehört. Zugegeben: Ich habe nur einmal meine Hausaufgaben so viel früher abgegeben. Weil sie nicht ankamen. Jups. Zwei Wochen vorher abgegeben und dann hatte ich richtig Stress, weil ich sie angeblich nicht geschrieben hätte.

Klar, ich bin kein Studiratgeber oder so, aber, im Ernst: gebt euer Zeug maximal eine Woche früher ab. Erspart viel Stress.

Ach, was soll`s. Schwamm drüber! Die Profs haben die Hausarbeiten irgendwann gefunden und ich mal wieder eine wertvolle Lektion fürs Leben gelernt. Halleluja.

Der Mensenrun

Die Mensa ist der Star am Studihimmel. Es gibt niemanden, der beliebter ist, niemanden, der begehrter ist, niemanden, der ähnlich angehimmelt wird wie die Mensa. Günstiges, leckeres Essen, warm, fremd zubereitet, schnell auf dem Teller. Der perfekte Begleiter für jeden stressigen Studitag zwischen Vorlesung, Seminar, Übung und kein Bock.

Zwar habe ich gefühlt nie einen Fuß in die Mensa gesetzt, weil, naja, warum soll ich Geld für das bezahlen, was ich mir auch lieblos selbst in die Pfanne hauen kann? Ja, da kommt der geizige Sparfuchs in mir durch. Gebe ich gern zu. Jaja. Ich bin so ein richtiger Alan ab Staffel drei/vier.

Aber selbstverständlich bin auch ich bereit, die heilige Stätte der Studis zu betreten, wenn Lisbeth sagt: Lass mal in die Mensa essen gehen. Günstig, lecker, toll. Bewegung Marsch.

Vielleicht wisst ihr das ja: Spießler lassen theoretisch eher ungern durchblicken, dass sie Spießler sind, also war das natürlich gar kein Problem für meinen inneren geizigen Sparfuchs, dass wir vor unseren Spaziergang noch einen Abstecher in die Mensa schieben.

Angekommen, erinnerte sie mich ein wenig an meine Schulzeit. Hier hast du zwei Euro, hol dir essen. Und wie bereits in meiner Schulzeit, war ich dezent überfordert. So viel Futter! Fertiges Futter, dass nur darauf wartet, dass ich es mir auf den Teller häufe und ... oh, Gemüse! Salat ist toll und, oh, Schokopudding! Nudeln, Schnitzel, gib mir alles auf einmal, ich reiche euch mein Monatseinkommen rüber und wir sind alle glücklich.

Nein. Nein, so machen wir das nicht. Also habe ich mir unauffällig einen Teller gegriffen Lisbeth mal vorgehen lassen. Sie nimmt sich natürlich das gute Zeug. Ich hatte meinen jammernden Bauch im Hinterkopf.

Gut, ich bin keine 34, aber das bedeutet noch lange nicht, dass ich alles vertrage! Als verzogenes Mamagör, für das immer zum Mittagessen gekocht wurde, habe ich mir einen Magen zugelegt, der aus Prinzip alles hasst, was nicht von Mamas Hand zubereitet wurde. Ein Zauberwort sind allerdings häufig Konservierungsstoffe. Da bekomme ich Magenkrämpfe von und juckende Haut. Gut möglich,

dass die Psyche da auch ein bisschen reinspielt. Will ich nicht von vornherein abstreiten.

Aber wenn ich irgendwo essen gehe, ist es ziemlich wahrscheinlich, dass, je günstiger, je juckender das Motto des Tages wird.

Mensen sind günstig. Das ist gut. Das ist toll. Dafür existieren sie.

Aber ein Schnitzel aus der Mensa? Meh, lieber Nudeln mit

Tomatensauce. Die einzige Person, die ich kenne, die Nudeln versaut hat, ist mein kleiner Bruder. Unübertrieben über hundert Gramm Salz hat er in den Topf gehauen. Ihr könnt euch ungefähr vorstellen, wie wundervoll mild die Angelegenheit war.

Nein, also Nudeln mit Tomatensauce und Schokopudding. Weil Schokopudding ist mein Leben! Schokopudding ist toll! Ignoriert die dämliche Laktoseintoleranz! Schokopudding an die Macht!

Lisbeth und ich sind also mit vollbeladenen Tablett (Schokopudding, Schokopudding, ha, ha, ha, ha) zu einem der wenigen freien Tische gestromert und haben gediegen Platz genommen. In dem Moment wusste ich wieder, warum ich meinem geizigen Sparfuchs so viel Raum gebe: Verdammt, ist eine Mensa voll! Überall Studenten. Und es sah auch nicht so aus, als würden es irgendwie weniger werden wollen. Sie strömten durch die Türen, als wäre die Mensa der Berliner Hauptbahnhof und das kleine klaustro- und soziophobische Männchen in meinem Kopf begann zu steppen.

Nein. Nein! Ich war mit Lisbeth in dieser Mensa, mein Teller duftete nach Fertigtomatensoße (was nicht schlecht sein muss – an einigen Tagen gibt es nichts besseres) und der Schokopudding grinste mich breit an. Mir fiel auf, dass ich den Löffel vergessen habe, aber, was soll's? Mit Gabeln habe ich schon ganz andere Probleme gelöst. Zum Beispiel das „da ist etwas in den Abfluss gefallen“-Problem. Oder das „Arielle konnte sich mit der Gabel gar nicht richtig die Haare kämmen, schau?“-Problem. Oder das „Ups, eigentlich wollte ich die Kartoffel nicht über den halben Mittagstisch schnippen“-Problem. Pudding mit Gabel? Höchstens ein ästhetisches Problem.

Allerhöchstens. Eigentlich weniger.

Lisbeth und ich fingen also während des Essens an, uns über einige historische und politische Sachverhalte das Maul zu zerreißen, während wir unser Mittag in uns hineinschaukelten.

Das Essen war schon okay. Nicht so, dass ich am Ende des Tages keine Bauchschmerzen hätte, aber schon toll. Gut im Ansatz. Das ist doch die Hauptsache. Und wir hatten zwar in einer Mensa Platz genommen, in der man ungefähr drei Euro für alles zahlt, aber wir behandelten sie wie ein gediegenes, teures Restaurant. Will so viel bedeuten, dass wir kein Besteck haben mitgehen lassen und den Tisch für locker zwei Stunden blockiert haben.

Einige mögen es verdrängen, aber Politik und Weltgeschichte, Menschensinder, kann man da viel drüber tratschen. *Weißt du noch als der und der das und das gesagt und das und das gemacht hat? Boah, und der hat jetzt genau das Gleiche abgezogen! Ist ja peinlich.*

Ja, oder? Wahnsinnig peinlich!

Quasi Gossip auf Spießerniveau mit Hornbrille und Überbiss. Lisbeth war wie aus dem Bilderbuch geschnitten worden. Niemand außer ihr zerriss sich mit mir derart herzlich den Mund über das aktuelle Weltgeschehen.

Hast du das und das gelesen?

Ja! Und du das und das?

Ist peinlich, oder?

Klar. Sowas von!

Wo Lisbeth und ich uns einig waren: In den Stiefeln unserer Tratschopfer wollten wir jetzt auch nicht unbedingt stecken. Schwamm drüber! Doppelmoral gibt es nicht nur am Mensatisch, sondern auch auf den Titelblättern der beliebten Damenzeitschriften (Lieben Sie ihren Körper. Oh, und auf Seite zehn haben wir die fünfzehn besten Abnehmtipps für Sie gesammelt. Mensch, Leute, ihr könnt euch nicht vorstellen, wie motiviert ich bin, meinen Körper zu lieben, wann immer ich sowas lese.)

Spieleabend

Die Uni ist ein sozialer Platz und bietet für asoziale Menschen wie mich Spieleabende an. Nicht, dass asoziale Menschen wie ich da hingehen würden. Wir strecken uns lieber in unserem Bett aus, schnappen uns den Laptop und tun so, als hätten wir Ideen und wären Kreativ. Weil das Vorgeben kreativ zu sein, das ist voll im Trend!

Nein. Nein, ich bin einer dieser Menschen, die den Aushang zu einem uniinternen Spieleabend sehen, skeptisch das Gesicht verzieht, die Arme in die Hüften stemmt und strafend den Kopf schüttelt. Was haben die sich da schon wieder ausgedacht. Aber ne! Das geht ja gar nicht. Gar nicht, gar nicht. Eine Katastrophe! Wie kann man seine Lebenszeit nur so verschwenden (fragt jeder, der weiß, wie lange ich am Tag schreibe)? Da kommt eh keiner hin. Am besten sollte man die Zettel abnehmen und den armen, armen Veranstaltern die Enttäuschung ersparen.

Natürlich habe ich die Zettel nicht abgenommen. Ich bin ein braves Cel, ich habe nur strafend den Kopf geschüttelt und habe ganz streberhaft die Bibliothek betreten.

Diese Spieleabende, das ist eine dieser Sachen, an denen müsste ich mich überhaupt nicht stören. Geht mich nichts an, also gehe ich nicht hin und lebe glücklich weiter wie zuvor.

Naja, das Doofe ist, einige meiner Kommilitonen verspüren diesen irrationalen Drang, Menschen kennenlernen zu wollen und ganz plötzlich, holterdipolter, sitze ich neben den fünf Hanseln, deren Namen ich kenne, in der Vorlesung und die fangen an, über „Wer bin ich?“ zu reden.

Kurzes Drücken der Pausetaste: Ich hasse „Wer bin ich“. Nicht auf der Ebene, auf der ich Spieleabende mit unbekanntem Menschen in der Bibliothek hasse, die ich für einen Wimpernbruchteil in Erwägung gezogen habe, bevor ich beschlossen habe, nicht erbärmlich genug für diese Spieleabende zu sein (obwohl sich zeigen sollte, dass es erbärmlicher war, nicht hinzugehen). Nein, „Wer bin ich“ hasse ich auf einer anderen Ebene. Der Ebene, dass ich einfach zu dumm und ungeduldig für dieses Spiel bin. Du klebst mir einen Namen auf die Stirn, ich verbringe eine Viertelstunde damit, ernsthaft herauszufinden,

wer ich bin. Die Frustrationsgrenze ist erreicht und ich versuche krampfhaft, zu linsen.

Dieses Spiel ist mir absolut schleierhaft! Ich bin wortwörtlich noch nie von allein darauf gekommen, wer ich bin. Das liegt nicht daran, dass ich das Spiel selten hätte spielen dürfen, sondern daran, dass es einfach beschissen ist.

Dafür bin ich trotzdem immer als einer der Ersten fertig, weil ich eine Königin im Schummeln bin. Spiegelung im Handy eines anderen Mitspielers, Spiegelung im Fenster, in der Schrankwand, auf dem polierten Tisch.

Das ist für mich der Inhalt dieses Spiels: Wie schnell kann ich mir das Erkennen des Namens erschummeln?

Bei den Spieleabenden der Uni hat man das ernsthaft und in großer Runde gespielt und das muss nach einigen Bier echt der Hit gewesen sein!

Kurz überlegte ich, der Uni und „Wer bin ich“ noch einmal eine Chance zu geben und zum nächsten Spieleabend mitzukommen. Dann habe ich mich daran erinnert, dass ich keinen Alkohol nehme, auf Drogen verzichte und auch der Kick des Kaffees eher verpönt wird und verwarf die dämliche Idee, so schnell wie sie mir gekommen war.

„Spieleabende der Fachschaften“ sollen doch bitte Spieleabende der Fachschaften bleiben. Und der Menschen, die dazu in der Lage sind, Kontakte zu knüpfen.

Ich lauschte also während der Vorlesung halb dem Prof und halb den Ausführungen meiner Kommilitonen. Zwei davon kannte ich sogar mit Vornamen!

Voll cool. Werwolf zu drölfzigst. Bestes Bier überhaupt. Geile Leute. Ich nahm nach der Vorlesung mein Glas selbstgemachten Apfelmus aus dem Rucksack, schnupperte daran und stellte fest, dass Mama den wohl nicht fest genug zugedreht hatte. Also schlecht. Eigentlich fehlte nur noch der karierte Wollpullover und der fettige Haaransatz zuzüglich des grenzdebilen Lächelns.

Das Glas mit dem schlechten Apfelmus wanderte in den Müll und ich auf die Straße, um ein wenig frische Luft zu schnappen. Die Veranstaltungen ohne Vivi und Julia waren die eigentlich anstrengenden. Da musste ich mich bei Menschen anbiedern, die

Namen hatten, die ich nicht kenne, und eine Begeisterung in soziale Freizeitaktivitäten stecken, die von einer anderen Welt zu kommen schienen.

Immerhin, in Erinnerung an diesen Moment stand ich vor dem Schild der neuen Spieleabendankündigung deutlich länger. Dieses Mal war er zwar für die Nawis, aber wen interessiert das schon? Nette Leute, tolle Spiele, schöne Gesellschaft, angenehmer Abend, gute Musik, harter Alkohol, ominöses Gebäck. Man sagt, das beste Leben liegt immer nur eine Entscheidung entfernt. Gut möglich, dass es genau diese Entscheidung ist. Diese eine Entscheidung, die mich zum glücklichsten Menschen der Welt macht.

Doof nur, dass mir mein Leben eigentlich gefiel. Also stemmte ich die Hände in die Hüften, verzog unzufrieden das Gesicht und schüttelte strafend den Kopf.

Aber, Schwamm drüber! Kommt, habt ihr echt erwartet, dass dieses Kapitel anders endet? Nach allem, was ich euch jetzt schon erzählt habe?

Fühl dich special

Lisbeth und ich, wir kannten uns ja von dieser Erstveranstaltung für alle, als sie meinem ärmsten Rucksack den Platz streitig gemacht hat. Will man sich an der Uni special fühlen, studiert man Medizin.

Tja, an diesem Studium bin ich haarscharf trotz meines wundervollen Abis vorbeigeschrammt. Wahrscheinlich, weil ich es nie auf ein Medistudium angelegt habe und mir kotzübel wird, wann immer ich Blut sehe. Blut sehe, das nicht zu mir gehört. Also wurde das Medistudium trotz Mamas Hoffen und Beten abgewählt und gegen das Lehramtsstudium getauscht.

Ich wollte mich natürlich trotzdem special fühlen. Ich meine, Hallo? Erstistudent? Hallo? Ich will hier schon noch die Kirsche auf meine Torte haben.

Ne, okay, die Idee, in die Medivorlesungen mitzulatschen, die kam nicht von mir, sondern eher von Lisbeth. Ich habe irgendwas Dummes gesagt wie: Interessiert mich sehr. Sie hat irgendwas Dummes gesagt wie: Ja, dann komm doch mit. Und ich habe irgendwas wirklich Dummes gesagt wie: Klingt nach dem Plan des Jahrtausends! Lisbeth schickt mir also ihren Stundenplan rüber, ich werfe einen kurzen Blick auf meine jämmerliche Aufgabenliste, gratuliere mir herzlich dazu, dass ich mich gegen Medizin und somit gegen einen durchgehenden Studitag von früh um Sieben bis abends um Acht zuzüglich Lernen entschieden habe, und vermerkte Lisbeth meine Wunschvorlesungen.

Ganz ehrlich, ich habe keinen blassen Schimmer mehr, welche Vorlesungen im ersten Semester lagen und welche in späteren Semestern. Aber während Soziologie, Anatomie, Neurologie, Histologie und noch eines Fachs, dessen Namen mir entfallen ist, habe ich mich über die Semester verteilt pflichtbewusst an Lisbeths Fersen geheftet in der Hoffnung, weniger dumm aus der Sache rauszugehen, als ich reingegangen bin. Kleiner Spoiler: Medivorlesungen können verdammt verwirrend sein, wenn man kein einziges Wort versteht. Irgendwas war mit irgendwas und jetzt ... warte, warte! Wie genau ist der jetzt gestorben? Was? Was ist passiert? Lisbeth, hilf mir!

Lisbeth hat die Vorlesungen dummerweise genutzt, um neues Wissen anzuhäufen. Was ich selbstverständlich nicht verurteilen will. Wer bin ich denn!

Ich will nur mal anmerken: Finde ich gar nicht so cool. Lisbeth, wie kannst du es wagen, dich für dein Studium zu interessieren und mich teilweise geschlagene zwei Minuten auf meine Antwort warten zu lassen?

Na? Na??

Nein, nein, Lisbeth war ganz lieb und hat mir das Dilemma im Nachhinein erklärt.

Die Vorlesung, die ich verstanden habe, weil sie nicht auf Medizinerisch sondern auf Deutsch gehalten wurde? Soziologie. Im Grunde die Vorlesung, bei der der ehemalige Sanitäter und die Dozentin sich in regelmäßigen Abständen in die Haare bekommen haben. Sehr amüsan, wenn man mich fragt. Sehr, sehr interessant. Aus Diskussionen lernt man mit am meisten. So meine Meinung. Naja, die gediegenen Medis waren von dem Vorgehen eher gelangweilt, aber was soll's.

Das Problem an den Medivorlesungen, wenn man kein Medi ist, könnte sein, dass in einige zum Schluss ein kleiner Test geschrieben wurde. An dem wollte ich zugegeben nicht teilnehmen und außerdem musste ich aus Sozio eh immer ein paar Minuten vorher verschwinden, um rechtzeitig bei meinem Nachhilfeschüler anzutreten.

Ich dachte mir so: Studieren und arbeiten reicht noch nicht, ich setze noch Erfahrungen für mein kommendes Berufsleben drauf und leider hat das meine geliebte Soziovorlesung geschnitten.

An sich kein Ding. Meistens saß ich mit Lisbeth am Rand und konnte dann unauffällig hinter den Kulissen verschwinden, während die Tests ausgeteilt wurden.

Unangenehm wurde die Sache ein einziges Mal.

Man mag es nicht glauben, aber Lisbeth hat deutlich mehr Freunde als mich. Jaja. Die meisten davon studieren Medizin. Jaja. Und wenn man am Ende der Vorlesungen Tests schreibt, die man sich auf die schlussendliche Klausur anrechnen lassen kann, dann tauchen auch erstaunlich viele Medis auf.

Man sieht, wohin das führt?

Jups, einmal vergaß Lisbeth über die Begeisterung, die anderen zu sehen, mein „Hallo, ich bin kein Medi“-Dilemma, stellte mich ihren Freunden vor und platzierte uns zentral im Vorlesungssaal. Wollte ich verschwinden, müsste ich entweder die Treppe mittig nach oben gehen und dann über eine Sitzreihe klettern oder, so die jämmerliche Alternative, durch den Vortragsraum der Professorin latschen. Formulieren wir es so: Ich verbrachte siebzig sehr angespannte Minuten zentral im Raum und hoffte, dass ich weder rangenommen würde noch dazu gezwungen werde, durch das Herrschaftsgebiet der Dozentin zu dackeln.

Leider ist es häufig so: Räume konstruieren sich nicht einfach um, nur weil man dafür betet. Die Uhr läuft auch nicht anders und natürlich hatte die Professorin auch keinen Arzttermin, weswegen sie die Veranstaltung früher beenden musste.

Ich wurde also zum Highlight der Medistudis und zum „Was ist denn bitte das?“ der Professorin. Wie immer packte ich zwanzig Minuten vor Ende der Veranstaltung meine Tasche, mied pflichtbewusst jeden Blick und huschte so schnell und leise wie möglich ungefähr einen Meter an der Professorin vorbei. Gemurmel und Gekichere im Saal, ich nahm meine Beinchen in die Hand, falls die Professorin beschließen sollte, mich zu fragen, was der Schwachsinn soll. Glücklicherweise war das Überraschungsmoment auf meiner Seite. Ich spurtete also aus dem Gebäude, schwang mich auf mein Fahrrad und raste davon in das übernächste Dorf, um meinem lieben Nachhilfeschüler die englische Sprache zu vermitteln.

Zur nächsten Vorlesung tauchte ich natürlich trotzdem auf. Die Professorin bedachte mich nur mit skeptischen Blicken, kommentierte aber nichts. Ich bedachte sie mit einem breiten Grinsen, das hoffentlich meine Inkompetenz von vornherein unterstrich.

Und Lisbeth gratulierte mir dazu, dass ich endlich etwas Schwung in diese lahme Veranstaltung gebracht hätte. Genau das war mein Ziel gewesen. Die Medis zu unterhalten.

Immerhin, Schwamm drüber, Sozio war schlüssig genug, dass ich sogar die ein oder andere Sache daraus mitgenommen habe. Zum Beispiel: Ärzte machen viel weniger als Krankenpfleger. Die Krankenpfleger sollten besser bezahlt werden. Was sind das alles für

Schnösel, die glauben, sie hätten es verdient, mehr Geld zu scheffeln als die Pfleger. (Hach, die Diskussionen zwischen dem ehemaligen Sanitäter und angehendem, studiertem Arzt und der Professorin sind und bleiben die beste Schlammschlacht, die die Uni zu bieten hat. Ihr schafft es nicht, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Nene.)

Klausurenzeit

Meine ersten Klausuren! Zugegeben, sie waren eine ziemliche Enttäuschung. Läppische neunzig Minuten, nachdem man uns eingetrichtert hat: Ihr werdet in eurem Leben noch viele, viele, viele Klausuren schreiben, die so lang dauern wie eure Abprüfungen. In anderen Studiengängen vielleicht. In den Geisteswissenschaften? Eher weniger. Was ein Paradoxon an sich ist, aber psssst.

Ich war natürlich eins A vorbereitet für meine Klausuren. Mit meiner beneidenswerten Fähigkeit zu dämlich zum Lernen zu sein. Meine Karteikarten habe ich geschrieben und sehr konzentriert in Augenschein genommen. Zumindest für Geschichte und Psycho. Linguistik, so meine bescheidene Meinung, ist die Klausur, die ich auch halbtot bestehen würde. Was sich als wahr erwies. Weil zwischen meiner Psychoklausur und meiner Linguistik Klausur ungefähr fünfzehn Minuten lagen. Eigentlich genug. Uneigentlich zogen die beiden zusammen sich dann voll über die Mittagszeit und ich musste in den fünfzehn Minuten irgendwie von einem Campus zum nächsten kommen. Was mir glückte!

Aber, naja, ich schrieb die Linguistik Klausur halbtot und die Sache lief trotzdem. Immerhin eine passable Selbsteinschätzung im „Damit wurde ich seit der siebten Klasse zugeballert“-Bereich.

Das wundervolle an meiner Psyche ist, dass sie gar kein Problem damit hat, eine Prüfung zu schreiben. Ich finde das tatsächlich ziemlich toll. Kleiner Zusatzpunkt: je müder ich bin oder je höher das Fieber, desto besser die Leistung. Klingt nach einem grottenschlechten Witz, ist es aber nicht. Fieber und Müdigkeit machen mich zum Superbrain. Als man mich also damals (dummerweise gesund und munter) vor meine erste Uniklausur setzte, ging es mir echt gut. Psycho kann ich.

Den Stoff habe ich mir brav auf meine Karteikarten geschrieben und hatte ihn auch schon seit der zehnten Klasse in der Schule. Sorgen bereitet hat mir eher die Multiple-Choice-Klausur, aber jetzt auch nicht genug, um nervös zu werden.

Meine Einstellung: Wen interessiert es schon? Ist ja nur eine Klausur. Die Nervosität, die jeder normale Mensch vor dem Erbringen einer Leistung verspürt, schlägt bei mir heulenderweise im Nachhinein zu. Was, wenn die Leistung schlecht ist? Hätte ich doch nur besser gelernt! Warum bin ich so dämlich? Ich hätte lernen müssen. Nein, ich traue mich nicht, in das Prüfungsportal zu sehen. Was, wenn es nicht so gut ist, wie ich will? Was, wenn ich durchgefallen bin? Was dann? Ja, dann setze ich vielleicht das nächste Mal mehr daran, mir das effektive Lernen beizubringen und lese mir nicht nur fröhlich meine Karteikarten im „Hau raus“-Modus durch.

Aber die Klausuren müssen erst geschrieben werden, bevor ich meinen kreischenden Nervenzusammenbruch bekomme. Also setzte ich mich, freute mich auf die Klausur, erledigte die Klausur in Rekordzeit, hastete aus dem Raum, hatte mir so einige Zusatzminuten für den Campuswechsel zur nächsten Klausur erkaufte, und raste auf mein Linguistiktestlein zu.

Bewegung tut dem Hirn ja gut. Blöd nur, dass ich in Gedanken noch voll bei Psycho war, als ich das Haus fand, den Raum fand, mir eine Banane und einige Traubenzucker reinpiff, mich kurzerhand überzuckerte und dann zitternd und strampelnd auf meinem Stuhl saß. Ich bin ehrlich mit euch: Ich habe keinen blassen Schimmer mehr, welche Fragen in der Linguistik Klausur gestellt wurden. Für mich war ausschlaggebend, dass sie irgendwie bestanden wurde und ich nicht die Rückseite oder so übersehen hatte.

Dieses Mal blieb ich sogar bis zum Ende sitzen. Eher weniger, weil ich bis zum Ende arbeitete. Aber ich genoss es, dass die Sonne durch das Fenster fiel und war wenig ambitioniert, meine Kommilitonen beim Schreiben ihrer Arbeit zu stören, indem ich mich aus ihrer Mitte geräuschvoll nach vorn kämpfte, die Klausur auf den Professorentisch knalle und verschwinde. Mein Hirn war irgendwo im nächstbesten Mixer verloren gegangen und ich grübelte darüber nach, das weiß ich noch sehr genau, ob ich mir lieber Marshmallows oder Schokolade

holen will. Oder beides, um mir die Marshmallows mit Schokolade zu überziehen. Wie auf dem Weihnachtsmarkt!

Marshmallows mit Schokolade. Nur noch zu toppen mit kleinen Bananenstückchen dazwischen. Oder ich mache mir die Marshmallows selbst?

Ah, ich sollte noch ein bisschen in die Unterlagen zur Geschichtsarbeit schauen. Also Marshmallows und Schokolade.

Der nervliche Supergau kam für mich, als ich nachsehen musste, ob und wie ich meine Klausuren bestanden habe, weil es an die neue Fächerwahl ging. Hab es überlebt. Augenscheinlich.

Vivis nervlicher Supergau war vorher dran. Und zwar zur Geschichtsklausur. Sie hat dieses eigentlich sinnvoll geordnete Panikempfinden. Angst vor der Klausur, nicht vor der Zensurenbekanntgabe. Vivi verwandelte sich also kurzerhand in einen Schlot, der die Zigaretten wegrauchte, als wären sie Kaugummi. Weshalb ich mit Vivi kein echtes Mitleid haben konnte? Sie kann lernen. Und sie hat das gesamte Portfolio, über dreißig Seiten, wortwörtlich wiedergegeben. Inklusive Literaturliste. Wortwörtlich! Ich bin da immer noch nicht drüberweg.

Wir schrieben also diese Klausur, Vivi panisch, ich nach dem tendenziell eher ungesunden „Kostet ja nichts“-Cel-Motto. Wir waren beide vorher fertig, wir krochen beide unter den Tischen durch, meinen Namen hätte der Dozent nur finden können, wenn er die Anmeldeleiste umgedreht hätte, aber da wir das nicht wussten, mussten wir vorerst in Betracht ziehen, dass ich vergessen hätte, mich zur Klausur anzumelden (Was ich nicht habe. Ich habe diese verdammte Anmeldung fünfzigtausend Mal überprüft). Dann verabschiedeten Vivi und ich uns in die ersten Semesterferien und, naja, das war es dann auch schon mit dem ersten Semester. Hausarbeiten beenden, aber was ist das schon?

Ein Semester erfolgreich studiert. Unglaublich! Einen Haken hatte die ganze Sache: Der sehr geehrte Herr Neumann, mein wundervoller Kursleiter, hat versprochen, nach dem Wochenende mit der Klausur durch zu sein. Das bedeutet, ich konnte meine Ergebnispanik nicht bis zu Beginn des neuen Semesters schieben, sondern war von meinem inneren Teufelchen dazu gezwungen, am Montagmorgen dem Prof zu

schreiben. Kaum, dass ich aus dem Bett gefallen war, schrieb ich Herrn Neumann. Also eine eMail. Mit winzigen Verbesserungen im Vergleich zur Ersten.

Sie lautete ungefähr so:

Sehr geehrteR Herr PROF. DR. Neumann, bitte, bitte, habe ich bestanden? Bitte, bitte. Sie dürfen mich nicht durchgefallen lassen haben. Bitte! Sie wollen mich doch auch nur loswerden, oder? Bitte!!! Nein, so wundervoll war die Mail natürlich nicht. Pah! So cool wäre ich gern. Aber dass ein Student ihm früh um fünf schreibt, schien für den werten Professor alarmierend genug, um mich nicht ewig auf die Folter zu spannen.

Ja, bestanden. Mach dir nicht so einen Stress.

Hätte ich nicht bestanden, würde hier nun etwas stehen wie „Aber, Schwamm Drüber, dafür gibt es Zweitversuche“. Da ich allerdings bestanden habe: Macht euch nicht verrückt Leuts. Echt nicht. Die Uni ist kein Hexenwerk. Die Profs sind nur seltsam, aber die Uni selbst? Ein Schwamm, den man nicht einmal irgendwo drüberlegen könnte.

Die wundervolle Sache mit der Stundenplanerstellung

Im ersten Semester hatte ich meinen Stundenplan von klugen, erfahrenen Studis erstellen lassen. Im zweiten Semester? Saß ich in Teltow und die Antwort des Fachschaftsrats las sich ungefähr so: „Modulplan!?“

Okay, gut. Ich hatte mich ja bereits einmal dazu herabgelassen, einen Blick in den Modulplan zu werfen und wenn das Studium mit diesem dämlichen Plan steht und fällt, dann lasse ich mich halt dazu herab, da noch einmal reinzublättern und zu schauen, was ich als nächstes zu tun habe.

Wenn wir mal textklar reden, ist der Modulplan eine wirklich sinnvolle Sache. Da hat sich jemand die Mühe gemacht mit bunten Kästchen zu erklären, wie man sein Studium strukturieren sollte. Finde ich schön und lieb und nett.

Nervt halt nur, sobald es an die Stundenplanerstellung geht.

Da muss man nämlich in ein gesondertes Vorlesungsverzeichnis, dort alle Veranstaltungen anklicken, die entweder ein Seminar, eine Übung oder eine Vorlesung sind, dann nachsehen, ob die Modulbezeichnung dort zu finden ist, dann sich in zehn Veranstaltungen mehr eintragen, als man braucht. Immer natürlich in der Hoffnung, dass man mindestens in eine Veranstaltung reinkommt und nicht wieder die „Ich bleibe hier sitzen, bis Sie mich in diese Sitzung eintragen“-Nummer spielen muss. Also überlädt man den Stundenplan, versucht, dass sich nichts überschneidet, nimmt hin, dass sich alles überschneidet, hofft auf den Loszeitpunkt und schlägt doch eigentlich die ganze Zeit nur mit dem Kopf auf den Tisch.

Die Sache, ich weiß, die klingt eigentlich recht simpel und schnell. Ratet mal, wie lange ich gebraucht habe, um mich das erste Mal selbstständig in Veranstaltungen einzutragen?

Genau. Ganz genau. Mehrere Stunden! Einerseits natürlich Dank meiner Unfähigkeit, andererseits weil ... Hallo? Ich brauche alte Geschichte? Im Vorlesungsverzeichnis gibt es keine alte Geschichte? Hallo? Hallo? Halloho?

Ich kenne ja Leute. Ich habe meine Kontakte. Wie jeder gute Student. Also habe ich verzweifelt eine aus meinem Semester angeschrieben

und auf Knien darum gebettelt, dass sie mir sagt, wie ich dieses dämliche, dämlich, dämliche Modul im Vorlesungsverzeichnis finde!
Ihre Antwort: Ich gucke mal.

Und wie es bei den Menschen immer ist, die Augen im Kopf haben, wurde sie fündig. Weil sie mich lieb hat (Immerhin kenne ich sogar ihren Vornamen!), hat sie mir dann auch direkt via Handyvideo gezeigt, wo ich alte Geschichte finde (Nicht unter Geschichte, sondern unter Alte Geschichte. Lassen wir die Sache einfach.), mich dazu überredet, dass wir ein paar Veranstaltungen versuchen gemeinsam zu belegen – und danach musste ich mich erstmal von meinem Leben und dem schwierigen Studentenschicksal erholen.

Ich lehnte also jammernd und keuchend in der Couch und klagte meinen Eltern mein Leid. Als sie mich doch eher platonisch bemitleideten, hievte ich mich auf meine zwei Beinchen und jammerte meine Geschwister voll.

Ich schätze, ich hatte Glück, dass Lucky nur gegangen ist und mich nicht mit ihrem Geigenbogen aus dem Raum gejagt hat. Obwohl. Als wäre ich Lucky genug wert, damit sie ihren Bogen an mir ruiniert! Dazu muss man wissen: Lucky liebt ihre Geige. Liebt sie wirklich. Wenn es darum ginge, jemanden aus dem brennenden Haus zu retten, käme zuerst ihre Geige, dann der Kater, dann alle anderen. Die Geige ist Luckys Heiligtum und ohne Bogen entlockt man der eher wenige Töne. Ich kann also nur davon träumen, dass sie das Leben ihres Bogens aufs Spiel setzt, um mich aus dem Raum zu treiben.

Im Ernst: Es gibt viele Dinge im Studium, die sind seltsam. Nichts ist ähnlich ätzend wie die selbstständige Stundenplanerstellung. Da sitzt der kleine Student vor fünfzig geöffneten Tabs (deutlich weniger übertrieben, als mir lieb ist) und versucht, die Veranstaltungen herauszufindern, die erstens in das Modul passen, zweitens in den Plan passen und drittens hoffentlich eventuell vielleicht möglicherweise den Interessenbereich abdecken. Ich bin in dem Semester in ein Seminar zu den Zisterziensern reingekommen. Ihr wisst nicht, was das ist?

Wusste ich vor dem Seminar auch nicht und wir sind mal wieder an dem Punkt angekommen: Hoffentlich vielleicht hilft dir dieses Seminar auch im späteren Berufsleben weiter.

Wir haben alle nie etwas von den Zisterziensern gehört. Das Thema ist nicht im Rahmenplan vermerkt.

Den Lehramtsstudenten gefällt das!

Natürlich war ich in dem Moment noch hoffnungsvoll und schielte auf Nappi und seine Errungenschaften oder auf irgendein Seminar, dessen Titel ich überhaupt verstand.

Natürlich wurden die Hoffnungen von einem zehntonrigen Lastwagen überrollt, während mir der Fahrer eine Kusshand zuwarf.

Nach der Stundenplanerstellung war meine größte Sorge, irgendein Modul übersehen zu haben. Die Sache ist halt: Du bist allein verantwortlich. Meine Eigenverantwortung endet an der Tastatur des Laptops und angenommen der Laptop wäre das Brett, dann wissen wir alle, wie weit es von meinem Kopf entfernt ist. Die zweite Sache ist halt: Wenn du Geisteswissenschaften studierst, kann es schon sein, dass du maximal zwölf Veranstaltungen hast. In der Woche.

Da kommen schon mal Zweifel auf, ob man alles erwischt hat, was man erwischen musste.

Ich habe alles erwischt und die Seminare haben mich erwischt. Aber, Schwamm drüber! Immerhin habe ich es ins zweite Semester geschafft! Und den Grundstein angemessen gelegt. Mit meinem einzigartigen, selbsterstellten Stundenplan, den ich anhand meines komplexen, wunderschönen Modulplans konzipiert habe. Wunder werden doch noch wahr. Es ist mir gelungen, einen wichtigen Schritt im Studentsein zu tun: vorzugeben, man könne sich organisieren.

Zehn Studis und keiner mehr!

Teilweise werden die Kurse etwas überbelegt. Nicht, weil das Thema sonderlich interessant ist, sondern weil der Dozent vergessen hat, eine Obergrenze einzustellen. Da kann es dann schon passieren, dass in einem Raum für zehn Personen plötzlich dreißig Studenten gestopft werden sollen, denen selbstverständlich nur etwas an dem Dozenten und an dem Thema liegt.

Mit diesem überbordenden Interesse gehen die Dozenten verschieden um.

Der sehr geehrte Herr Prof. Dr. Neumann teilte den Kurs und hielt in seiner Freizeit die Übung ein zweites Mal ab.

Andere Dozenten stopften den Raum voll und ignorierten die Brandschutzverordnungen.

Und einige Dozenten hatten keine Lust in ihrer Freizeit unbezahlt zu referieren und fänden es eigentlich auch gut, wenn die Studis den Platz hätten, um etwas zu lernen. Also losen sie halt so viele raus, wie es keine Stühle gibt.

Die meisten sind die letzte Kategorie.

Nicht so die Dozentin meines Zisterzienserkurses! Die hat in bester Vorlesungsmanier alle durch die Tür gelassen, uns eingeschärft, dass wir sie nicht verpetzen sollen. Wenn wir sie verpetzen, darf halt die Hälfte von uns nicht mitmachen. Also?

Also sind die Studis ganz lieb, klauben sich Stühle aus dem gesamten Gebäude zusammen und errichten einen Sitzplatzring um die Sitzplätze herum, um der freundlichen Dozentin an den Lippen hängen zu dürfen.

Die Frau war wirklich lieb. Sehr, sehr lieb. Ich habe sie vergöttert.

Nicht, weil sie mir viele Dinge vermittelt hätte, die ich wahnsinnig interessant finde. Eher, weil sie toll auf uns eingegangen ist und mir kein einziges Mal gedroht hat, mich erschießen oder vierteilen zu lassen. Was nach meinen Erstierfahrten tatsächlich ein Fortschritt war.

Und ihr fragt euch noch, warum mein Humor so grottenschlecht ist.

Mensch, Leuts, sollte das nicht offensichtlich sein?

Die Sache mit der Raumebelegung scheint an meiner Uni ein Dilemma zu sein, das unmöglich, wirklich unmöglich zu überwinden ist. Zu wenig

Räume oder zu viele Seminare, das ist das Stichwort. An den Studenten kann es nicht liegen. Die Uni hat wackelige 13.000 eingeschriebene Studis. Die sollte man an den zahlreichen Standorten doch irgendwie unterbringen können!

Aber Organisation ist ein Teufelsspiel und das scheinen sich sowohl die Prüfungsleiter als auch die Raumverteiler zu denken. Das führt gut und gerne dazu, dass ein Seminar mit fünf Studis in einem Raum für fünfzig Studis sitzt und dass fünfzig Studis in einem Raum für zehn Studis sitzen.

Eigentlich ganz witzig. Sollte der Dozent auf die Idee kommen, einen Lesetest zu schreiben, muss man schon verdammt Pech mit seinen Banknachbarn haben, damit da nichts Gutes bei rumkommt.

Die Organisation, das war eine der Sachen, die mir von den älteren Studis von Anfang an gesagt worden war. Sei am besten früh da, weil Plätze, naja. In meiner ersten Vorlesung sah ich damals dann sogar eine ältere Studentin, die mit ihrem Kaffee in der Hand auf dem Absatz umdrehte, weil, naja, das Bodensitzen schien sie gar nicht mal so zu überzeugen.

Kleincel dachte sich natürlich, dass das alles gar nicht so schlimm sein könnte. Schließlich kam ich aus einer Schule, die zwar Leistung verlangte, aber die Lehrer mit dem „ist doch nicht so schlimm“-Handschuh getätschelt hat. Klingt nett. Für die Lehrer. Für uns führte diese Organisation zu einer zehnten Klasse, die wir überrascht „Oh, Herr Blume ist da!“ riefen, wenn unser Mathematikunterricht mal nicht ausfiel.

Ich war fest, nein, felsenfest davon überzeugt, dass nichts diese Organisation meiner Schule toppen konnte. Diese Nichtorganisation. Dieses Aussitzen. Dieses „Vertretungslehrer, was ist das? Kann man das essen?“. Nichts könnte hirnerbrannt sein als kein Unterricht. Kleiner Tipp: Unterricht auf dem Schoß eines Unbekannten ist hirnerbrannt. Es macht auch eher weniger Spaß. Und die Ferse des Dozenten beobachten zu dürfen, während andere Glückliche auf die Tafel starren, das ist nur die ersten zehn Minuten witzig. Danach kommen Fragen auf wie „wer trägt bitte schwarze Socken mit gelben Kringeln“ oder „wie oft standen diese Sohlen wohl schon in Hundekacke“ oder „ob der Dozent es merkt, wenn ich mich durch seine

Tasche wühle“ oder „Wie spät ist es? Ich kann die verdammte Uhr nicht sehen“. Und da ich ein vorbildlicher Student war, zog ich das Handy nicht einmal in einer misslichen Situation wie dieser hervor, um äußerst professionell zu ermitteln, wie lange ich den kratzigen Teppichbelag des Raumes noch genießen dürfen werde.

Man sollte meinen, dass die Uni das geregelt hat. Aber, nein, nein. Entweder die Hälfte der Studis wurde nach einer Weile weggeschickt oder man verbrachte seinen Sommer genau so: Eingeuschelt in schwitzige Studentenkörper von Menschen, deren Namen man eigentlich gar nicht wissen wollte, weil sie stanken wie eine ganze Ladung Tester von nicht funktionierenden Deos.

Und da man natürlich bei fünfzig Leuten im Raum auch kein Fenster öffnen darf – es könnte sein, dass einer die Flucht ergreift und von dem Kidnapper mit Professorentitel berichtet – atmeten wir alle die gleiche, abgestandene Luft, saßen unsere Zeit ab und haben ungefähr so viel mitgenommen:

Was soll's. Schwamm Drüber! Die Unizeit ist zum Kuschneln da.

Zur persönlichen Belustigung

Kennt ihr das? Euch ist langweilig? Und dann sagt ihr irgendwas und plötzlich ist euch nicht mehr langweilig?

Ihr dürft mir den Stempel „größter Arsch der Welt“ auf die Stirn drücken. Ich habe es mir nämlich zur Gewohnheit gemacht, in meinen Literaturwissenschaftsseminaren eine steile These loszulassen, sobald mir langweilig wurde, und dann meinen Kommilitonen dabei zu lauschen, wie sie sich gegenseitig in der Luft zerrissen.

Provozieren ist toll. Kann ich gut. Erstaunlich, dass mich noch niemand vor einen fahrenden Zug gestoßen hat, so häufig und pflichtbewusst, wie ich dieses Provozierzeug praktiziere.

Ich schätze, der ein oder andere Literaturwissenschaftsdozent hätte mich am liebsten aus dem Fenster geschmissen.

Falls ihr nicht wisst, was man im Literaturwissenschaftsunterricht macht: Man spricht über nicht triviale Literatur. Die meisten Bücher, die euch jetzt einfallen, sind trivial. Schon, weil sie nach 1960 geschrieben wurden, nicht von einem Mann mittleren Alters verfasst wurden und keine expliziten Sexszenen beschreiben oder, wenn sie das doch tun, dann einfach auf die falsche Weise. Oder so.

Trivilliteratur sollte also verbannt werden und ich habe mich schon aus Prinzip an dieser Trivilliteraturdebatte nie beteiligt. Weil, naja, als stolzer Trivilliteraturautor hätte ich die Sache nur verlieren können.

Nein, ich habe mich an anderen Diskussionen beteiligt. An den Diskussionen, die das Buch betreffen, das wir lesen mussten.

Meistens, gut, ich gestehe es, habe ich diese Diskussion begonnen. Bliblablubs hat dies und das geschrieben, um dies und das zu verdeutlichen.

Da hebt sich doch nur mein Augenbräuchen, um die zähe Langeweile zu bekämpfen, richtet das giftige Teufelsköpchen und wirft irgendwas nettes ein wie: „Mit anderen Worten, wir versuchen nett zu umschreiben, dass die Figur einfach nur sexistisch und pädophil ist.“ Natürlich darf eine Figur in einem literarisch wertvollen Werk nicht pädophil sein, nur weil sie mit einer Vierzehnjährigen liebäugelt. Ich meine, wie könnte sie! Literarisch wertvoll. Haarscharf an irgendwas Tollem vorbeigeschrammt.

Aber an der Sache, an der kann man sich aufhängen. Die einen sagen „Klar, der ist sexistisch und pädophil und einfach nur widerlich“. Die anderen sagen „Zeitgeist“. Klar, schon. Aber ... iiii!

Wie kann man ein Buch toll finden, in dem sich alles darum dreht, dass ein fast Achtzigjähriger einer Sechzehnjährigen hinterherjagt, sie ihrem Verlobten ausspannt, sie mehr oder weniger vergewaltigt, den Verlobten umbringt und abzischt, als wäre nichts geschehen?

Da kann man doch schon eine dezente Frage einwerfen, wie „Weiß man etwas über die psychische Stabilität des Verfassers?“

Weil, klar, Zeitgeist, aber, im Ernst. Im Ernst! Was ist das bitte?

Ich wäre traumatisiert aus diesen Seminaren rausgegangen, wenn ich nicht meine koketten Fragen gestellt hätte. Irgendwas dezent freundliches wie: „Hätte man diese Thematik nicht an einem weniger schwammigen Buch ausarbeiten können?“

Man kann sich vorstellen: Einige Dozenten haben mich geliebt (weil, naja, ihr Job beschränkte sich von nun an auf das Aufrufen der einzelnen Studis und sonst konnten sie sich zurücklehnen und mit mir gemeinsam grinsen) und einige Dozenten haben mich wegen meines erschreckenden Unverständnisses von der Deutschen Literatur gehasst.

Wie könne ich dieser Figur unterstellen, sie sei pädophil! Das Buch wurde Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts verfasst, da war es fast normal, als Siebziger in Deutschland einer Vierzehnjährigen hinterherzujagen und sie zu vergewaltigen. War ganz normal und ganz natürlich. Das ist genau die wertvolle Literatur, die die künftigen Lehrer Achtklässlern auftischen sollten.

Weil? Damit sie nicht dazu verleitet werden, Trivilliteratur wie „Fifty Shades of Grey“ zu lesen und sich gleich noch eine andere Perversion aus den Seiten saugen?

Rückblickend ist es wahrscheinlich verwunderlich gewesen, dass dieser den betreffenden Autor liebende Prof mich nicht einfach vor die Tür gesetzt hat. Und rückblickend ist es verdammt clever, dass ich bei ihm nie wieder ein Seminar belegt habe und mich dafür entschieden habe, eine Klausur in der Vorlesung zu schreiben, um das Modul abzuschließen. Bei dem meine Hausarbeit zu schreiben? Puh, das wäre dünnes Eis geworden.

Für mich war die Literaturwissenschaft der Teil des Studiums, den ich nutzte, um den finstersten Teil meiner Seele baumeln zu lassen. Das Wundervolle war: die anderen sind darauf angesprungen, als ginge es um ihr Leben.

An meiner Seite? Hatte ich zuverlässig Vivi und wenn mir die Stunde so viel zu langweilig war, dass ich mich nicht einmal zu einem provokanten Kommentar herabgelassen habe, war sie zur Stelle. Vivi ist niedlicher als ich. Sie ist kleiner, sie wirkt schüchterner, sie lächelt unschuldiger.

Aber, verdammt, sie kann genauso fiese Fragen stellen wie ich. Während sie unter ihren langen Wimpern hervorlinst und die Hände über ihrem vollbeschriebenen Block faltet.

Fragen wie: „Hätte sie nicht bemerken müssen, dass ein Fremder Mann in ihrem Bett liegt? Schließlich ist er fünfzig Jahre älter, riecht anders, bewegt sich anders.“

Fragen, bei denen sich leider die meisten Diskussionen erübrigen und der Kurs sich in betretenes Schweigen hüllt, während ich grinse, als wäre ich vom Teufel höchstpersönlich besessen.

Hach, ich weiß schon, mit wem ich mich in die gehaltlosesten Veranstaltungen stürze. Und Vivi? Vivi ist definitiv die beste Unterhaltung, wenn mich selbst die Motivation verlassen hat.

An alle Profs, die mich über die Semester hassen gelernt haben: Schwamm drüber! Ihr bekommt irgendwann einen Studi, der noch viel, viel schlimmer als ich ist. Versprochen.

Der klassische Germanistikstudent

Wer Germanistik studiert, strebt entweder Lehramt an oder eine journalistische, lektorarische (?) oder schriftstellerische Tätigkeit an. Oder, natürlich, einen hochqualifizierten Taxifahrerstellung.

Es ist also nur natürlich, dass ich mit den meisten Germanisten nicht so viel anfangen konnte.

Auch weil häufig der erste Satz in den Literaturveranstaltungen war: „Ich will ja Autor werden.“

Kleincel, mit über zehn Büchern im Handgepäck, drehte sich in diesen Momenten verständnislos um und kapierte nicht ganz, worauf diese Situation hier abzielte. Manchmal war das halt schon, naja, ohne irgendwen verletzen zu wollen, seltsam. Der Dozent fragt so, auf was man Germanistik studiert – Lehramt, Bachelor, Master. Und die Antwort lautet Harz-4 mit Träumen. Pardon. Autor. Die Antwort lautet Autor.

Die Germanisten waren mir also so ziemlich von Sekunde ein an paradox. Einige von ihnen gaben stolz zu, eine Brille zu tragen, ohne sie zu brauchen. Es wurde demonstrativ immer das iPad – kein Tablet, ein iPad – mitgeführt, auf dem demonstrativ Notizen gemacht wurden. Bei einigen Hardlinern türmten sich dann die Pflichtlektüre aus allen Kursen zu jeder Unterrichtsstunde und ich saß nur da und fragte mich, wo ich hier nur hingekommen bin.

So muss sich eine Meerkatze fühlen, wenn sie in ein Gehege voller Schimpansen gesteckt wird. Die sind zu klug für die Meerkatze. Die Meerkatze konzentriert sich lieber darauf, auf die drei Sachen zu starren, die sie kann. In meinem Fall: Essen, Schlafen, Nerven.

Während um mich herum die hochgebildeten Literaturakademiker begannen, sich hochgebildet über ihre hochgebildeten Literaturthemen auszutauschen.

Darüber, wie literarischen wertvoll Kleist und Kafka seien und wie schockierend es doch wäre, dass niemand mit Kleist und Kafka etwas anfangen könne.

Ich ging davon aus, dass diese Literaturkritiker aus Leidenschaft sich selbst auch als Person zählten – sogar als ziemlich wichtige Person – also verstand ich nicht so ganz, worauf diese Gespräche hinauswollten. Was ist deren Mission? Mal ganz ehrlich? Niemanden

interessieren die toten Leute und deswegen unterhält sich jemand darüber? Hä?

Ja, okay, wenn ich auf bockig schalte, da werde ich kleinlich. Und, ja, von mir aus, auch ich bin ein kleiner Fan von dem ein oder anderen etwas toterem Autor – Hauptmann, ich liebe dich! Ich will ein Buch von dir.

Aber das? Dieses ständige blasierte „Hach, ich habe das und das Buch gelesen und das hat mir ja sooo viel weitergeholfen“-Gequatsche, das hat mich so ziemlich von Sekunde eins an alle meine Lebensentscheidungen hinterfragen lassen.

Ich dachte immer, die Musis wären versnobbt. Ich dachte immer, die Medis würden sich wichtig nehmen.

Wer auch immer daran festhält, saß noch nie in einem Raum mit hochgebildeten, angehenden Literaturkritikern, Bestsellerautoren und international gefeierten Journalisten.

Diese hochgebildeten, angehenden Literaturkritiker fanden ihren Messias in dem werten Herrn Prof. Dr. Halbe. Er muss ein Wunderkind auf seinem Gebiet sein, ihm wurde das fünfzig Mal zu oft gesagt, und alles, was ein Student anbringt, wird überheblich vom Tisch gewischt. Ein sehr interessanter Herr. Wirklich. Hat man die Klappe gehalten und nur zugehört, war die ein oder andere Sache, die er von sich gegeben hat, schon ziemlich inspirierend.

Zu einem ähnlichen Schluss schienen auch die Damen und Herren gekommen zu sein, die normalerweise mit ihrem iPad unter dem Arm und ihren demonstrativ positionierten Lektüren darstellten, wie unglaublich unverzichtbar sie in jeder einzelnen, verdammten Diskussion sind. Sie hielten die Klappe und himmelten den Prof an, als wäre er Jesus. Es wurde eifrig mitgeschrieben, eifrig genickt und verdammt noch einmal nie hinterfragt.

„Eine große Geschichte ändert sich nicht.“ So eine steile These des Autors. Eine große Geschichte, das sind knapp heruntergebrochen unumstößliche Tatsachen wie zum Beispiel, dass die Erde rund ist. Ich wies den Prof unauffällig darauf hin, dass die Erde zwar immer eine Kartoffel gewesen sein mag, aber über Jahrhunderte die Überzeugung bestand, dass sie eine flache, kleine Knusperwaffel wäre, die die bösen Leute einfach von ihrer Kante kickt.

Eine der seltenen Gelegenheiten, zu denen dieser Prof einen Studenten nicht milde lächelnd in der Luft zerrissen hat, sondern eingeräumt hat, dass sich einige wenige große Geschichten doch hin und wieder ändern.

Aber, naja, Profs wissen viel. Der wusste wahnsinnig viel und, obwohl ich ihn gehasst habe, habe ich mich in jede seiner Vorlesungen gesetzt, nur weil sie irre interessant waren. Nur, weil ein Mensch viel weiß, muss das nicht heißen, dass er alles weiß.

Natürlich nicht die gängige Meinung der empört nach Luft japsenden Literaturkritiker in Spe, denen ich niemals in tausend Jahren verraten hätte, dass ich Bücher schreibe, weil, verdammt noch mal, selbst Trivilliteratur wäre relevanter gewesen als die groschenhafte Trivilliteratur, die ich verfasse.

Weil Jugendbücher Schund sind. Und Bücher für junge Erwachsene auch. Man sollte sie verbieten!

Nieder mit den Jugendbüchern. Am Samstag eröffnen wir einen Scheiterhaufen für unwürdige Literatur und bereinigen diese Studentenstadt von diesem dreckigen Buchstabenabdruck!

Ne, wirklich. Ich habe diese Germanistikstudenten über Semester erlebt. Über viele Semester. Klar gibt es die netten Meerkatzen, die mit mir gemeinsam im Schimpansengehege sitzen und sich fragen, was sie in ihrem Leben verbrochen haben.

Es sollte sich jedoch herauskristallisieren: der durchschnittliche Germanistikstudent ist wichtig. Sehr wichtig. Sehr, sehr wichtig, weil die Literaturwissenschaften weitaus revolutionärer sind als alle anderen.

Ich finde das toll. Also, sich wichtig zu finden. Da gehe ich mit. Total. Aber so wichtig? Leute! Kultur hin oder her, man muss sich mit dicker Hornbrille und iPad nicht wie Krösus fühlen, nur weil man dem Prof nachplappert, was toll ist.

Für mich sind gute Literaturkritiker die, die sich eine eigene Meinung generieren. Kann daran liegen, dass ich Null Verständnis für das Zeug habe, aber, Menschenskinder!

So oft wie ich im Literaturunterricht schon in meine Socken gebissen habe, ist es ein Wunder, dass ich noch alle Zähne habe.

Aber, Schwamm drüber. Jeder braucht seinen Lebensinhalt. Jeder braucht sein Steckenpferd. Einige Steckenpferde arbeiten einen seit fünfhundert Jahre toten Autor auf und andere entwickeln einen dringend benötigten Impfstoff.

Kleine Faustregel am Rande: Im Zweifel ist der übertote Autor immer wichtiger als ein dringend benötigter Impfstoff. Das wird euch jeder hochgebildete, angehende Literaturkritiker bestätigen.

Großes Cel-Ehrenwort!

Husch und Weg

Wenn es mal ein Seminar gab, das mich genug angeödet hat, damit ich die Klappe hielt, wussten die meisten nicht einmal, dass ich daran teilgenommen habe. Grund dafür ist meine beneidenswerte Fähigkeit als erster aus dem Raum zu sein. Und zwar ziemlich genau dann, wenn jeder andere anfängt, sein Zeug einzupacken.

Diese Gabe habe ich mir nicht nur angeeignet, weil es zu Hause doch immer noch am schönsten ist. Auch, weil Menschen dazu tendieren, sich nach der Stunde über die Stunde austauschen zu wollen.

Für mich ist das so: Ich habe das Seminar überlebt, ich rede nie wieder darüber, weil ich das Seminar überlebt habe und diese Überlebenskünste nicht leichtfertig aufs Spiel setzen will.

Andere glauben scheinbar, eine wundervolle Quintessenz aus dem Gehörten ziehen zu können, wenn sie das Gesagte noch einmal minutiös durchkauen. Wenn man Pech hat, gerät man in einen rauchenden Durchkaustrudel und ist nicht nur erst viel später zu Hause, sondern muss sein ganzes Leben überdenken.

Warum studiere ich? Warum studiere ich Das? Warum studiere ich an einem Ort, an dem es Menschen gibt?

Wenn nicht die Sitzung noch einmal konzentriert wiederholt wird, wird gelästert und, man mag es mir nicht anmerken und ich bin sehr, sehr stolz darüber, aber, kleine Beichte, ich kann nicht lästern. Gar nicht. Ich stehe mit großen Augen daneben und weiß nicht ganz, was ich jetzt sagen sollte.

Was juckt es mich, welche Jacke der Dozent heute getragen hat? Ich latsche zu jeder Jahreszeit mit der gleichen Strickjacke rum, als hätte ich nichts anderes zum Anziehen! Was juckt es mich, was die heute im Seminar gemacht hat? Wenn ich nichts zu der Stunde beitrage, bohre ich in der Nase und inspiziere die goldgrünen Schätzchen mit Lupe und Taschenlampe.

Nene, alles soziale Gepflogenheiten, die irgendwie über meinen Horizont hinausgehen. Vor allem, weil so viele meiner Kommilitonen rauchen! Ja, ich weiß, viele große Literaten haben geraucht und gesoffen und gekiff't. Aber, kommt schon! Leute! Unigebäude und mein empfindliches Näschen? Hallo? Die Klugscheißerin aus der zweiten Reihe mit ihrer nervigen Strickjacke fühlt sich verarscht?

Eine Ausnahme machte ich nur für Julia und Vivi. Nach dem ersten Semester nur noch für Vivi, weil Julia das Weite in der wichtigen Bankkauffrauwelt suchte (sehr interessant, was Julia da lernt, sehr, sehr interessant). Vivi huschte also mit mir im Rekordtempo aus dem Raum (kein Drängeln im Gang und im Türrahmen, einfach nur traumhaft), drehte sich pflichtbewusst mit dem Wind, damit der Zigarettenqualm nicht direkt in meine Nase wehte, sondern sich den Umweg über meinen Rücken nahm, und dann unterhielten wir uns über die wichtigen Dinge im Leben.

Katzen. Meerschweinchen. Babykatzen! Das Dorfleben. Öhm, meine Geschwister. Damit ich auch etwas beizutragen habe und nichts über mich preisgeben muss. Vegetarismus. Weltgeschehen.

Die wichtigen Sachen halt. Und eventuell hin und wieder ein herzhaftes: „Was war das gerade?“

Eine Frage, die zumeist mit einem seufzenden „Uni“ beantwortet wurde.

Die „Husch und Weg“-Taktik, die funktionierte übrigens nur bis vor die Tür. Danach wurde es voll, weil es ein Naturgesetz zu sein scheint, dass Raucher nur wirklich gut direkt vor einer Tür rauchen können. Die sanfte Wärme des Gebäudes im Rücken, aufgeregte Menschen vor sich, ihre Artgenossen dampfend und Rauchzeichen sendend neben sich.

Ich blieb natürlich trotzdem. Ich meine, soziale Kontakte, Vivi, Geduld. Macht man schon einmal. Und dann lauschte ich den bedeutenden Ergüssen meiner Mitmenschen über all die Dinge, die ich irgendwie nicht ganz durchschaue.

Es klingt wie das übelste Klischee, aber Partys gehören halt schon zu dem kleinen Ein-mal-Eins der Studigespräche. Früher diente die Sprache dem, dass man sich warnen konnte oder dem anderen mitteilen konnte, wohin er gehen muss, um weniger wahrscheinlich zu verhungern.

Heute?

Da saufen, hier, saufen, dort saufen. Dort günstig saufen und da mit Schaum saufen.

Mit Schaum saufen?

Mit Schaum saufen.

Lass mal mit Schaumparty saufen.

Ja! Schaumparty saufen.

Ich war unfreiwillig wieder auf dem neuesten Partyszenenstand, duftete nach dem unvergleichbaren Geruch von Zigarren, hauchzart in meiner Kleidung verankert, und konzentrierte mich nebenbei krampfhaft auf Vivis Katzenausführungen.

Katzenausführungen wie: „Ich habe meiner Katze neues antiallergenes Futter gekauft und er überrascht mich jeden Morgen damit.“

„Oh, wie lieb! Was macht sie denn?“

„Sie kotzt es mir vor die Füße.“

„Ach, wie lieb. Wie schön. Ja, wie toll.“

Wann immer meine Antwort so ausfiel, wusste Vivi, dass meine Aufmerksamkeit von etwas anderem auf sich gezogen wurde. Sie saugte also zufriedener an ihrer Zigarette und wartete geduldig darauf, dass bei mir ankam, was ich gesagt hatte, und ich fauchend und wedelnd versuche, das Gesagte zu revidieren mit geistesgegenwärtigen Sätzen wie „Oh, sorry. Hab dir gerade nicht richtig zugehört.“

Vivis Nicken war wohl Ausdruck genug dafür, dass ihr diese Sache keinen zusätzlichen Atemzug wert war.

Was ich ihr nicht verübeln kann. Wirklich nicht! Wenn ich mich eigentlich in „Husch und Weg“ üben will und dann dazu bewegt werde, inmitten von Qualm Katzenerzählungen zu lauschen, kann ich schon etwas katatonisch wirken.

Aber, was soll's! Schwamm drüber. Für die Zukunft halte ich einfach noch starrsinniger an meinem „Hit and Run“-Prinzip fest. Ist schließlich der Anfang eines jeden guten Buchs. Einer jeden tollen Geschichte! Oder so.

Ur- und Frühgeschichte

Im Studentenleben gibt es einige Veranstaltungen, die an eine Höchststrafe grenzen. In den Geisteswissenschaften gehört von vornherein jede Vorlesung dazu, in der man am Ende des Tages eine Klausur ablegen muss. Wenn diese Vorlesung sich dann auch noch in einem Themengebiet befindet, das einen überhaupt rein gar nicht interessiert, dann wird es halt richtig beschissen.

Klar, ich studiere Geschichte, aber für mich wird die Sache so ungefähr ab Nappi interessant. Da haben wir das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nach knapp neunhundert Jahren endlich abgehakt, sind in einer Gesellschaft angekommen, die ich mir vorstellen kann, haben ziemlich viele Literaturnachweise und Berichte und generell geschriebene Worte und können auf irgendwas zurückgreifen.

Nachdem ich mich mit der Frühgeschichte auseinandersetzen musste (für ein ganzes Semester!), sollte ich euch vermutlich mehr über Blauzahn und die Karolinger erzählen können sollen. Tatsache ist aber: Scherben. Scherben! Und Gräber. Alles, was bei mir zu dem Unsinn hängengeblieben ist. Diese Scherbe gehörte zu diesem Krug und diese Art von Krug haben nur die hergestellt. Weil wir nur zwischen deren verbuddelten Hausüberresten einen passenden Henkel gefunden haben.

Ich bekomme einen Kreischanfall, wenn ich auch nur daran denke! Nicht einmal hübsche Münzen. Nein, nein, das wäre ja zu interessant. Beschissene, verschieden geformte Tonkrüge. Und wir mussten sagen, welches Volk welchen bescheuerten Krug hervorgebracht hat und zu welchem Krug welche Scherbe gehört. Und die Medis beschwerten sich über Histologie! Die können damit später vielleicht wenigstens was anfangen.

Wie stellen sich die Dozenten die Scherbensorgen im Unterricht vor? „Hallo Kinder. Ich habe euch hier ein paar Scherben mitgebracht und ihr werdet mir sagen, in welchem Jahr welches Volk ähnliche Scherben produziert hat und dann schreiben wir einen Test darüber.“ Hä? Hähähä?

Furchtbar, ganz furchtbar. Viele Broschen und Tierornamente, die am Ende des Tages nicht einmal mehr wie Tiere aussahen, sondern wie Schnörkel (wir sollten natürlich trotzdem wissen, welches Tier sich

hinter dieser verkrüppelten Blume zehnten Grades verbirgt) und hin und wieder Stoffetzen. Da ging die Nummer wieder von vorn los. Aus dem Material haben nur die und die ihre Kleidung gefertigt.

Ja, toll! Holt euch eine Pizza und lasst mich in Ruhe mit dem Mist. Was soll das bitte?

Zeichne ein, wann fünfhundert vor Christus welcher Stamm wohin gewandert ist. Woher wissen wir, dass die dahingewandert sind? Äh ... Scherben?

Und einzeichnen? In eine Karte? Ohne Landesgrenzen, weil, naja, die Sache fünfhundert vor Christus noch etwas salopper gehandhabt wurde. Also da ein Pfeil und da ein Pfeil und da einer und wenn ich Glück habe, neigt sich sogar einer von ihnen in die richtige Richtung und ich muss diese beschissene Klausur nicht wiederholen.

Schaut her! Das ist ein toller Krug, oder? Wer hat den gemacht und welche Bedeutung hat er für die Wissenschaft?

Der Krug ist nicht kaputtgegangen, okay? Reicht das nicht? Muss alles eine tausendfache Bedeutung für die Wissenschaft haben, nur weil jemand verpasst hat, den Krug im richtigen Moment vom Pferd zu werfen?

Nein, wirklich. Ich habe gelitten. Ich habe gelitten! Zu welchem Volk gehörten diese Häuser. Kleiner Tipp: Sie hatten ganz besondere Maße?

Was weiß ich? Wie soll das denn in tausend Jahren aussehen, wenn unsere Grundrisse untersucht werden? Haben dann plötzlich fünfzig verschiedene Völker nebeneinandergelebt, nur weil wir unsere Häuser alle unterschiedlich seltsam bauen?

Klar, ich verstehe die Aufregung schon irgendwie. Hier haben wir Nachweise über Kulturen vor unserer Zeit. Aber es hätte mich schon deutlich mehr beeindruckt, wenn man durch diese Krüge hätte nachweisen können, dass die Dinosaurier eine ausgeprägte Liebe zu Töpferwaren besaßen. Wahrscheinlich gehe ich die Sache wieder zu ignorant an, aber ich bin schon davon ausgegangen, dass man das Wasser nicht nur aus Händen getrunken hat, sondern auch irgendwann auf die Idee kam, es in ein Behältnis zu füllen. Vernunftbegabtes Wesen und so.

Als wären die Torturen der Vorlesung noch nicht genug gewesen, musste man natürlich noch eine Klausur schreiben. So weit so gut. Als vorbildlicher Student habe ich mir die zu lernenden Folien zwei Wochen vorher runtergeladen.

Es waren einfach über tausend Stück. Unübertrieben. In keinem anderen Modul hatte ich je wieder auch nur einen ähnlichen Lernaufwand. Gut tausend Folien mit Scherben und Steinen und Knöpfen. Und Münzen, Die Münzen nicht vergessen. Tausend Folien, die ich Steine lernen musste!

Was davon soll ich meinen Schülern bitte beibringen?

Wenn du in die Geschichte eingehen willst, verlier einen deiner Knöpfe und hoff darauf, dass er in zweitausend Jahren wiedergefunden wird? Für mich war das eine unglaublich frustrierende Aktion. Wir wissen halt kaum etwas über diese Zivilisationen, die sich außerhalb der Schriftsprache ausgelebt haben. Und? Dann belassen wir es halt dabei. Die „weiter entwickelten“ Kulturen haben sich ja nicht grundlos hingesetzt und über diese anderen Kulturen geschrieben. Wir müssen uns doch nicht krampfhaft irgendwas aus den Fingern saugen, nur weil auf unserem Gebiet keine Hochkultur existierte. Man muss aus einem Tonkrug auch keine Hochkultur machen und ein Schutzwall ist eine tolle Sache, aber den bauen sich auch meine Meerschweinchen, wenn sie vom anderen Meerschweinchen genervt sind!

Schwamm drüber. Die Klausur wurde überstanden und bestanden, das Modul abgehakt. Und die Beobachtung angestellt, dass Frühhistoriker genauso staubtrocken sind wie ihr Fachgebiet.

Wie war ich?

Die armen Profs müssen es über sich ergehen lassen, dass ihre Veranstaltungen anonym bewertet werden. Dafür wird eine Mail rumgeschickt und die Studis werden dazu aufgerufen, sich mal die Zeit zu nehmen ein paar Kreuzchen zu setzen. Einigen mag das vorkommen, als müsse man die Tinderdates, die man am liebsten sofort, augenblicklich, auf der Stelle vergessen will, mit Sternchen bewerten. Andere ergreifen vielleicht die Gunst der Stunde und würgen dem Prof anonym eins rein.

Und andere sind vielleicht wie ich. Lieb und nett, mit einem entzückenden Lächeln auf den Lippen, sehr ambitioniert, nicht wirklich daran interessiert, dem Prof was Fieses vor den Latz zu knallen, und gibt ihm einfach überall die höchste Punktzahl.

Gut, die meisten Professoren zeigen ihr Ranking stolz und bedanken sich freudestrahlend. Ich schätze, die meisten sind so lieb und nett wie ich, haben nichts kapiert und kreuzen trotzdem an, dass der Prof den Inhalt auf eine Weise vermittelt hat, dass man sich das Meiste auf Anhieb und bis in die galaktische Ewigkeit merken konnte.

Ist ja auch ein seltsames Prinzip. Klar, im Kern gut, weil, naja, man darf Feedback geben und die Profs können sich daran orientieren, ihren Unterricht noch weiter verbessern und auf Augenhöhe mit den Studis interagieren.

Die Realität? Einige reagieren wie gepuderte Zimticken, wenn nur ein einziger Aspekt in der anonymen Umfrage nicht so ausfällt, wie man es sich erhofft hat.

„Ich finde nicht, dass mein Unterricht gehaltlos ist, aber die Sache ist ja auch anonym. Da kann man sich für die ein oder andere Zensur halt auf diesem Wege bedanken.“ So. Sinngemäß. Der Witz an der Sache? Der Prof hatte für die Informationsfülle seiner Stunden eine glänzende vier von fünf bekommen. Hallo? Das ist gut. Klar, man erhofft sich immer die gekrönte Fünf mit Sternchen und Kusshand und Pluszeichen, aber, komm schon! Das waren vier von fünf Sternen. Kein Professorenmobbing. Gar keines! Wir waren alle brav.

Wahrscheinlich hat einfach niemand Lust darauf, dem Prof von „Angesicht zu Angesicht“ zu sagen, was er verbessern könnte. Deswegen gibt jeder von vorn herein fünf von fünf Sternen und hofft

darauf, dass der Prof sich für die liebe Bewertung mit einer humanen Klausur revanchiert.

Andere Profs betteln hingegen fast um einen Kritikpunkt, aber, ich bin ehrlich. Nachdem ich den einen da austicken sehen habe wegen Vier von Fünf Sternen (achtzig Prozent, das ist Gut, verdammt, eine Zwei, eine verdammt Zweii!), glaube ich eher an eine neue Ebene des Fishing for Compliments.

Natürlich sind nicht alle Profs so ... leicht durch Bewertungen zu beeinflussen. Der Sehr geehrte Herr Prof Dr Neumann bewirbt zwar die Umfragen immer fleißig, wenn es aber dazu kommt, das Ergebnis zu nennen, kichert er in seinem Sessel nur vor sich hin.

Achtung: Kichernde Professoren sind eine echte Gefahr für die studentische, leidende Miene. Vor allem, wenn sie sich frisch mit der Schafschermaschine haben die Haare schneiden lassen und ein T-Shirt tragen, das derart unlustig ist, dass es schon wieder lustig wird. Ich ziehe es vor, in den Seminaren zu jeder Zeit sterbensernst zu bleiben. Nicht, weil ich nicht gern lache. Nein, nein.

Habe ich einmal nervös angefangen zu lachen, kann ich nicht mehr aufhören. Ein winziges Problemchen, das ich seit Anbeginn der Zeit habe. Das sich in der Schule als sehr unangenehm erwiesen hat. Oder in öffentlichen Verkehrsmitteln. Oder im Schwimmbad. Oder bei der Physiotherapie. Ein Problemchen, das ich ganz sicher nicht mit an die Uni nehmen wollte.

Wann immer also ein Prof etwas Witziges tat, starrte ich konzentriert auf die Tischplatte vor mir, zählte die winzigen Kerben und atmete bis tief in den Bauch hinein. Fast so, als müsse ich mich selbst davon abhalten, dem Prof wegen seines schlechten Witzes an die Gurgel zu gehen.

Der ein oder andere mag mich für verrückt halten, aber ich bin lieber die verrückte Psychotante als der kichernde Lachsack, der zehn Minuten Später bei dem Wort „Lava“ wieder anfängt zu lachen, dass die Tränen kommen.

Jedem im Raum. Nicht nur mir. Ich will nicht vor die Tür gestellt werden, weil ich mich nicht einkriege. Ich will auch nicht das Ziel vieler, gemeiner Extrafragen werden. Nein, nein. Kein Interesse. Lasst mich alle in Ruhe damit.

Bei mir wird nicht gelacht!

Und zumindest bei den „Wie war ich?“-Umfragen war es meistens kein Problem, ernst zu bleiben und sich selbst zu bemitleiden. Warum bin ich überhaupt hier? Warum habe ich den Prof überhaupt so gut bewertet, wenn er doch wieder nur in seinen Bart grummelt wegen Vier von Fünf verdammten Sternen? Was tue ich hier eigentlich noch? Lernen. Ich lerne an Menschen für Menschen. Weil das ja so toll ist. Ich lerne über menschliche Verhaltensmuster wie Lob ist böse. Mit Lob kann ich nicht umgehen. Woran zeigt es sich? Ich hacke auf meinen Fünf Sternen rum oder an meinen vier Sternen, weil das gerechtfertigter Weise mindestens ein halber zu wenig war. Professoren sind auch nur Menschen, sage ich mir nach solchen Sitzungen immer. Sie sind auch nur Menschen, die Liebe wollen. Und Anerkennung. Und ganz, ganz viel Lob und viel Schultergetätschle und noch mehr Anerkennung.

Aber, Schwamm drüber, die Profbewertungen stehen nur einmal im Semester an. Irgendwann hat man es raus, sich nicht daran zu beteiligen, und wenn der Prof Pech hat, geht es ihm zum Schluss wie dem einen Dozenten, der vergessen hat sein „Wie war ich?“ zu bewerben: Er bekommt keine einzige Bewertung rein.

Bringt wer Eis mit?

Es gibt wie immer solche und solche Professoren. Einige sperren dich im obersten Stockwerk bei vierzig Grad im Schatten und geschlossenen Fenstern ein, andere gehen raus und schleppen einen Karton Eiscreme an. Für das studentische Wohlbefinden und die eins Puls mit Sternchen in der Professorenbewertung.

Andere, naja, hassen die Hitze gefühlt genauso sehr wie ich, sehen aber auch nicht ein, etwas dagegen zu unternehmen. Ich warte immer noch darauf, dass diese Profs die Arme bockig vor der Brust verschränken und sowas sagen wie: „Ich will auch nicht hier sein. Wenn Sie nicht alle hier sitzen würden, dann könnte ich mich in meinen Pool fläzen. Beim besten Willen, das ist alles nicht meine Schuld. Das ist auf Ihrem Mist gewachsen! Ganz allein auf Ihrem Mist! Lieber wäre ich arbeitslos, als Sie bei diesen Temperaturen unterrichten zu müssen. Ich hätte es auch lieber, wenn ich gehen könnte.“

Natürlich bringt kein Prof dieser Welt eine Triade wie diese über die Lippen. Dafür hat man viel zu viel Stolz. Aber Eis mitbringen, das können sie auch nicht. Lieber wird rumgemotzt, böse geguckt und rumgemeckert, als würde dadurch das Hitzelevel ein winziges Bisschen reguliert werden.

Die netten Eis-Profis erinnerten mich an meinen Physiklehrer der elften Klasse, der einmal den Fehler machte bei viel zu viel Grad die Jungs aus dem Kurs mit einem Zehner in der Hand zum Netto zu schicken und zu sagen „Haut das ruhig auf den Kopf“. Die Jungs ließen sich nicht lumpen und schleppten vier Packungen Eis an. Mit gut und gerne 50 Einzeleises. Wahrscheinlich noch mehr.

Für, einen Trommelwirbel bitte, acht Kursteilnehmer.

Wir waren danach alle fett und unterkühlt und unser Physiklehrer hat nur jammernd den Kopf geschüttelt und nie wieder ein Angebot wie dieses unterbreitet. Irgendwie verständlich. Irgendwie schade.

Die Profs an der Uni hatten aus den Fehlern der Lehrer gelernt und stellten uns bereits gekaufte Massen auf den Tisch. Wenn sie nett waren und gut im Professorenranking abschneiden und irgendwas vermitteln wollten. Und wenn es auch nur ein Zehntel dessen ist, was man normalerweise in seinem Seminar vermittelt.

Das ist lustig, weil, naja, in Geisteswissenschaften wird echt viel Gequatscht. Das wird vielleicht für ein Klischee gehalten, aber, Leute, wirklich, wirklich viel! Reden ist Gold und Schweigen Silber oder so. Wenn man also ein Zehntel von dem üblichen Unterrichtsinhalt vermittelt, kommt dabei vielleicht ein Stichpunkt rum. An einem guten Tag. Die Medis lernen in einer Vorlesung so viel wie wir in einem halben Semester!

Deswegen, naja, Eis ist so ein bisschen die fadenscheinige Rettungsleine.

Bei einem meiner Pros etablierte sich während des heißen, gnadenlosen, die Küste in eine Wüste verwandelnden Sommers das saloppe „Bringt wer Eis mit?“ und, ich sag es euch, nie habe ich einen Prof mehr geliebt. Wahrscheinlich wollte er auch nur gegen die Abwanderung seiner Studis arbeiten. Schon doof, wenn man immer nur die halbe Besetzung im Raum hat und entweder in Kauf nehmen muss, dass man gefühlt alles wiederholt bis ans Ende aller Tage oder des Sommers oder des Semesters (also bis ans Ende aller Tage). Der kluge Prof hat sich also pro Sitzung einen Studi gekrallt, der mal sein Portemonnaie öffnen und Eis holen sollte. Weil, naja, der Prof hatte schließlich die erste Runde schon ausgegeben und so hoch scheint das Gehalt dann auch nicht zu sein, um bei jedem Kurs fünf Euro für Fertigeis auf den Tisch hauen zu können.

Wenn Studis nicht geizen, dann bei zwei Dingen: Alkohol und Eis. Also verschwand ein Studi für zwanzig Minuten, man nahm in Kauf, dass einer die Hälfte der tödlich wichtigen Sitzung verpasste. Dann tauchte er irgendwann auf, wurde jubelnd empfangen, jeder liebt den Studi, jeder liebt den Prof, weniger Studis verschwinden ans Meer, weniger nervige Wiederholungen sind an der Tagesordnung, das Seminar ist ein voller Erfolg. Trotz Sommer!

Das ist eh so ein Witz. Die einzigen, die in ihren Sälen Klimaanlageanlagen haben, sind die Medis und die Maschinenbauer. Also alle, die später mal was für unsere Wirtschaft tun. Die Geisteswissenschaftler werden in die ältesten Gebäude und dort in die obersten Geschosse ohne Klimaanlageanlagen einquartiert.

Wer soll denn da noch denken?

Die offizielle Variante lautet zwar, dass man einfach nicht genug Gelder hat, um alle Räume angemessen für den wirklich, wirklich bösen Sommer auszustatten. Meine Theorie ist, dass man die Geisteswissenschaftler ein wenig ausdünnen will, damit auf den Trinkabenden weniger rumphilosophiert wird, ohne dass irgendwas dabei rumkommt.

Außer natürlich die intellektuelle Überlegenheit desjenigen, der seine geisteswissenschaftlichen Ergüsse auf die Welt losgelassen hat. Der Sommer in der Uni existierte gefühlt nur, um die Säle leerzufegen und die Studis daran zu erinnern, aus welchen Gründen sie Pflichtveranstaltungen hassen. Kleiner Tipp: Weil man nur zweimal in einer Pflichtveranstaltung fehlen darf und man sich diese zwei Freistunden in einem achtwöchigen Hitzesommer weise wählen sollte. Sehr, sehr weise.

Nur um festzustellen, dass der heißeste Tag erst noch auf sich warten lässt.

Einige Profs linderten diese seelischen Studischmerzen mit einem Eis. Andere ... zogen ihr Programm gnadenloser denn je durch, schimpften auf die leeren Säle (was dann logischerweise nur diejenigen zu hören bekamen, die sich dazu durchgerungen hatten, den hochwichtigen Ergüssen des Profs zu lauschen) und überzogen volle fünf Minuten, weil wir ja so beschissen mitgearbeitet hätten.

Aber, Schwamm Drüber. Im nächsten Leben studiere ich einfach Medizin. Da habe ich einen gut bezahlten Job in Aussicht, klimatisierte Hörsäle und darf mich wichtig nennen, noch bevor ich weiß, wie man jemandem Blut abnimmt.

Das Trauerspiel mit der Technik

Man sollte meinen, die technische Inkompetenz hätte man mit der Schule hinter sich gelassen und jeder Professor ist Überflieger genug, um eine elektrische Tür schließen zu können oder um einen Pc An und Aus zu schalten. Oder, die Königsklasse, das Mikro zu dem Pc zum Laufen bringen zu können.

Kleine Faustregel: Je höher der Bildungsgrad, desto desaströser das technische Verständnis. So kann es passieren, dass eine Professorin nicht dazu in der Lage ist, den Schlüssel so zu drehen, dass die elektrische Tür sich schließt.

Oder dass der Professor noch nie diesen kleinen Lautsprecher angeklickt hat, damit der Ton aktiviert wird.

Es gibt in solchen Situationen drei Arten von Studenten. Die, die zu sehr in ihre Handys vertieft sind, um irgendwas mitzubekommen. Die, die echt keine Ahnung haben. Und die, die einen möglichen Ausweg aus dem Dilemma sehen, aber keine echte Lust haben, dass der Unterricht beginnt und deswegen unschuldig an die Decke starren. Ich gehörte zur Gruppe drei, sollte mich vermutlich dafür schämen, hatte aber eh überall den Streberstempel weg, wollte mir also diese Kante nicht auch noch geben. Also beobachtete ich die Professoren zumeist fasziniert dabei, wie doof man sich anstellen kann.

Zugegeben, ich bin auch kein Überflieger, was das technische Verständnis angeht. Ich habe das Internet gelöscht! Jeder sagt, das geht nicht, aber das Ding, auf das man klicken kann, damit man in die magischen Weiten des Internets entschwinden kann, hat sich durch einen unschönen Zufall einfach aus meinem Laptop verdünnt. Der IT-Mann fand die Angelegenheit damals ziemlich witzig. Ich habe bis heute keine Ahnung, wie ich das geschafft habe.

Aber sogar ich weiß, wie man ein Word-Dokument zu einem PDF-Dokument konvertiert. Sogar ich weiß, dass, wenn der Lautsprecher durchgestrichen ist, da nicht allzu viel zu holen ist und sogar mir ist klar, dass man auf das Plus drücken muss, damit das Worddokument herangezoomt wird.

Ihr könnt mir nicht erzählen, dass niemand im Raum außer mir diese kleinen Grundschriffe verinnerlicht hat. Ihr könnt mir nicht erzählen, dass die Nerds mit ihrem iPad, oder wenn die Eltern richtig Geld

haben, mit ihrem Mac-Book, das sie am armen Mac-Book-Ohr packen und mit sich herumzerren, dass die nicht wissen, wie man ein Worddokument vergrößert. Könnt ihr mir nicht weismachen. Konnte man auch den Professoren nicht weismachen, die sich irgendwann wutentbrannt umdrehen und auf eine sinnvolle Antwort hoffen. Auf diese Antwort pochten. Damit drohten, dass die Sitzung ausfällt, was eigentlich toll ist. Aber natürlich bedeuten würde, dass wir alle einfach so einen Fehlertermin bekommen, obwohl wir doch da sind! Das war immer der Moment, zu dem ein heldenhafter Studi sich bekannte, schwer seufzend aufstand, nach vorn stapfte, auf den Lautsprecher klickte, auf das kleine, süße Dreieck klickte, sich ein gezwungenes Lächeln abkämpfte und somit den Grundstein dafür legte, dass der Unterricht beginnen konnte.

Der vielgelobte Held des Professors. Der noch immer halbwegs akzeptierte Kommilitone von all jenen, die darauf gesetzt haben, dass der Prof die nächsten fünf Stunden damit verbringt, die Technik zurechtzumodeln, sich einen IT-Experten zu holen, mit dem Kopf auf den Tisch zu schlagen, sich darüber zu beschweren, wie ungerecht die Welt ist ...

Man sollte meinen, Geschehnisse dieser Art kommen nicht so oft vor. Weil meistens merkt sich ein halbwegs vernunftbegabtes Wesen ja, wie es ein Problem beheben kann, sollte es häufiger mit diesem Problem konfrontiert werden.

Ich habe mir zum Beispiel gemerkt: Quatscht dich jemand blöd von der Seite an, sagst du einfach Danke und lächelst lieb. Funktioniert immer. Ist der Geheimtipp.

Aber Profs, die haben ja ihre Studenten und dass die Studenten nur halb so interessiert daran sind, ihnen zu helfen, wie sie hoffen, das scheinen die Profs noch nicht ganz verinnerlicht zu haben. Dass das dem Prof helfen schnell zu einem ambitionierten Rufmord werden kann, das scheint dem Prof nicht einmal in den Sinn zu kommen. Schließlich ist er der Gott, der fröhlich Informationen und Wissen vermittelt und das ist wirklich, wirklich toll! Toller, als ich vielleicht zugeben will. Aber nur weil sie das Wissen vermitteln und ich das toll finde, bedeutet das nicht, dass meine Kommilitonen Lust darauf haben, heute unterrichtet zu werden. In dem Vorlesungssaal zu sitzen, das ist

nicht gleichbedeutend mit dem Wunsch, in dem Vorlesungssaal zu lernen. Man könnte so viel mehr tun! Beispielsweise shoppen. Tindern. Lesen. Shoppen. Chatten. Nachsehen, was die Mensa im Angebot hat. Ich meine, wer bin ich schon, dass ich dem Prof unter die Arme greife, damit er in Frieden unterrichten kann?

Ich bin der klugscheißende, Öl ins Feuer gießende Klugscheißer, der zu jeder Jahreszeit die gleiche Jacke trägt und schneller aus dem Saal ist, als der Prof „Das war es für heute“ sagen kann. Hallo? Ich balanciere auf Messerschneide zwischen hauchdünner Akzeptanz und wutschraubendem Hass.

Als würde ich da meinen Nicht-Ruf aufs Spiel setzen, damit der Prof sein Dokument vergrößern kann. Ich bin doch nicht doof.

Schwamm Drüber?

Nichts Schwamm Drüber! Bei dieser Überzeugung werde ich bleiben, bis ich eines Tages einkompostiert irgendwo vor mich hingammle und bereue, nicht mehr für mein Karma getan zu haben.

Der Herr Doktor

Was Viele nicht wissen: Es scheint so, als sei man verpflichtet, regelmäßig Veranstaltungen abzuhalten, wenn man sich mühsam seinen Dokortitel ergattert hat. Man muss seine Arbeit also nicht nur von hundert verschiedenen Menschen beurteilen lassen, so wie denen gerade die Laune steht. Nein, nein, man muss auch noch eine Uni betreten und desinteressierten, verzogenen Gören versuchen, ein winziges Bisschen Wissen in den Kopf zu pressen. Wobei man nicht nur via Zuckerbrot und Peitsche agieren muss, sondern auch mit großen Augen und ganz viel Bitte Bitte. Weil Studierende grausam sind. Jeder, der was anderes behauptet, lügt oder will euch was verkaufen. Ach, was. Der will euch nichts verkaufen. Der ist einfach nur ein mieser, fieser Betrüger. Punkt!

Hin und wieder ist mir das Missgeschick unterlaufen, bei einem Unglücksraben dieser Art ein Seminar zu belegen. Mit den Seminaren und der plötzlichen Verantwortung gingen die jeweiligen Herr Doktoren recht unterschiedlich um.

Ich hatte einen, der war hochmotiviert und hat uns als Alternative für unsere Hausarbeit angeboten, dass wir ein wissenschaftliches Buchkapitel verfassen können. Ihr könnt es euch vorstellen: Ich war eher so semibegeistert. Das mag etwas seltsam klingen, aber während ich im privaten Leben mit einundzwanzig Jahren über 40 Bücher in den Kasten bekommen habe, bin ich erstaunlich unmotiviert, sobald es darum geht, ein Buch oder auch nur ein Kapitel zu schreiben, weil man es von mir will. Weil ich eine Zensur darauf bekomme.

Weil ich da vermutlich irgendwie den Deutschunterricht der siebten und achten Klasse noch sehr lebhaft vor Augen habe und mir da recht regelmäßig Zweien und Dreien für meine „kreativen Schreibergüsse“ hinterhergedonnert wurden. Für einige mag das doch ganz okay klingen, aber ich bin ein spießiger Einserschüler gewesen. Vor allem in Deutsch! Dass man mir auf eine Sache wie kreatives Schreiben nie eine Eins gegeben hat, das schmerzt mein kleines Seelchen noch immer und verankert tiefe Komplexe auf dem armen Seelchengrund. Jaja.

Meine Motivation also, meine Schreibergüsse irgendeinem Professor oder anders gearteten Dozent zu zeigen? Eher unter dem Nullpunkt.

Aber, naja, weil dieser Dozent wirklich, wirklich lieb war mit seinem Bubigesicht und seinen großen, flehenden Kulleraugen und niemandem das Nichtwissen um die Ohren gedonnert hat und wirklich, wirklich verständnisvoll war, wenn wieder neunzig Prozent des Kurses den Text nicht gegeben haben, musste ich ihn natürlich mit meinen Schreibergüssen beglücken.

Auch, weil ich sonst meine Prüfungsleistung nicht erbracht hätte. Offiziell, weil ich den Dozenten mochte. Inoffiziell, weil ich bestehen wollte. Aber was soll es. Was soll es! Er wusste meine wissenschaftlich angehauchten Schreibergüsse über die finanzielle Notlage der Seefahrer in der Frühen Neuzeit zu würdigen und ich wusste es zu würdigen, dass meine übrigen Kommilitonen augenscheinlich so beschissen waren, dass wir nicht dazu gezwungen wurden, die Kapitel zu überarbeiten, bis man das Buch zur Veröffentlichung freigeben konnten.

Gerade noch einmal Glück gehabt!

Das ist die coole Variante des zurück an die Uni gezwungenen Herrn Doktors. Die unschöne Variante ist der „Ich habe echt keinen Bock und hasse mein Leben“-Typ, der diese Anflüge deutlich, nennen wir es, unterschwelliger ausführt als jeder Professor, der seinen Professorensitz so sicher hat wie das nächste Monatsgehalt. Diese zweite Variante des Herrn Doktors veranstaltet seine Seminare online, ist nicht in der Lage, sich in ein eMail-Postfach einzuloggen und leider auch zu doof, Zoom zu öffnen.

Bereitet mal irgendein Thema vor.

Okay. Wird gemacht.

Ja, keine Zeit, das alles zu machen. Schickt es mir mal zu.

Okay, wird gemacht. Wird gemacht.

Keine Lust es zu lesen. Mach mal ein Essay draus.

Ich hasse Sie, ich hasse Sie, ich hasse Sie. Hier mein Essay.

Zufrieden?

Ja, hab die Essays verloren. Ihr besteht einfach alle, okay?

Was zur Hölle ist das? Also, klar, danke, dass wir alle bestanden haben, weil wir alle sklavisch uns abgerackert haben, um die zwanzigseitige Hausarbeit auf ein zweiseitiges Essay zu kürzen, das

nie gelesen wurde, aber, hallo? Was war das? Ist das noch pädagogisch wertvoll oder kann das weg?

Nicht, dass ich dem Herrn Doktor seine Demotivation verübeln könnte. Ich hätte vermutlich tendenziell auch überhaupt keine Lust, undankbare Studenten unterrichten zu müssen, wenn in London meine Forschung auf mich wartet und so viel vielversprechender aussieht als die stumpf in ihr Handy starrenden Studis.

Aber ... aber ... aber nur weil ich sage, ich verstehe ihn, muss ich das noch lange nicht gut finden. Genau! Ganz genau. Ich finde das nämlich total doof.

Alles beides, um genau zu sein.

Die außerhalb der Uni arbeitenden und forschenden Herrn Doktoren erinnern mich ein wenig an Referendare. Entweder man merkt, wie sie sich durch ihr gesamtes Studentenleben gemogelt haben und weiß ganz genau, dass sie sich auf die gleiche Weise in den Beamtenstatus mogeln werden. Oder man spürt bis in die letzte Faser diese unsagbare, unvergleichliche, einzigartige und kreative Motivation des armen Herrn Doktors, der doch eigentlich auch nur will, dass die Studierenden ihn nach diesem Seminar nicht hassen, sondern immer noch freundlich grüßen.

Die Damen und Herren mit dem Dokortitel. Die Referendare der Uni. Wenn das je ein Doktorand zu lesen bekommt, der sucht mich und vermöbelt mich mit genau diesem Buch.

Aber, Schwamm Drüber! Wenn mein Hauptprojekt schon trivial ist, dann ist es ein satirisches Konzept voller „Schwamm Drübers“ erst recht.

Darauf einen Mandarinenensaft.

Fahr mal

Wer mich kennt, der weiß: Ich bin nicht nur ein klugscheißender Alkoholabstinent aus Überzeugung mit vegetarischen und provokanten Anwandlungen und einem Modegeschmack, der sich „das lag im Schrank oben“ schimpft, sondern auch ein Autofahrphobiker. Ich steige nur bei denen ins Auto, die ich sehr gut kenne und denen ich von ganzem Herzen vertraue.

Weil, naja, ich zu meiner Musikschulzeit bei einer Mitmusizierenden in die kleine Klapperkarre gestiegen bin und sie bei Nacht durch eine Dreißigerzone im Wald mit gut achtzig gebrettert ist und ich so eine verdammte Angst um mein Leben hatte, das könnt und wollt ihr euch nicht vorstellen. Die Abdrücke meiner Fingernägel finden sich garantiert immer noch im Sitz. Und der Schrei, der wartet immer noch darauf, dass ich ihn verzweifelt und dem Tod ins Auge blickend ausstoße, während mein gesamtes, viel zu kurzes Leben an mir vorbeizieht.

Wer mich kennt, weiß allerdings auch, dass ich meine Phobien nicht so an die große Glocke hänge. Dass ich zwar fahren kann, aber im Leben nicht daran denken würde, meinen Führerschein zu machen oder außerhalb einer Notfallsituation ein Auto zu lenken, das wissen nur die Allerallerwenigsten.

Und die, die mich gefragt haben, ob ich sie nicht kurz zum nächsten Campus mitnehmen kann. Oder zu diesem oder jenen Wandertag. Ja, Wandertage gibt es auch noch in der Uni und sie sind gar nicht mal so cool. Zumindest die, an denen ich bisher teilnehmen durfte, haben mich eher weniger überzeugt. Auch Dank der Zielauswahl. Das kleine Museum direkt neben dem Unihauptgebäude. Was an sich cool ist, aber ich gehe da halt schon von mir aus regelmäßig hin. Ist also schon nervig. Und ich verstehe auch nicht ganz, wozu man ein Auto braucht, um eine Strecke von zwei Kilometern (von einem Campus zum anderen) hinter sich zu bringen. Aber da spricht vermutlich nur der spießige Fußgänger aus mir. Sehe ich ein. Gebe ich zu. Keinen Grund, mir einen Autovortrag zu halten.

Die häufigste Reaktion meiner Kommilitonen auf meine Beichte hin, dass ich kein Auto fahre?

Warum.

Ja, warum wohl? Sehe ich aus, als könne ich Auto fahren? Gut, nach jetzigem Stand will ich das Cover von meinem grenzdebilen Grinsen verschonen, aber auch wenn ihr mich aktuell nicht sehen könnt, sehe ich für euch aus, als könnte ich Auto fahren? Hat irgendeine Ausführung in einem dieser Kapitel euch Lust darauf gemacht, mich als einen Verkehrsteilnehmer mit mehreren PS unter sich begrüßen zu dürfen?

Kleiner Tipp: Die richtige Antwort lautet Nein. Nein, man will mich nicht als Verkehrsteilnehmer begrüßen, weil ich langsamer als eine achtzigjährige Oma mit Seh- und Hörschwäche fahren würde, der beide Beine amputiert wurden. Ich wäre eines dieser lebendigen Hindernisse auf der Autobahn. Und nur, weil ich plötzlich katatonisch geworden bin, weil ich die richtige Ausfahrt nicht finde. Hilfe?

Nein. Nein, nein. Es ist schon alles gut so. Ich bleibe treuer Fußgänger, Fahrradfahrer und ÖPNV-Nutzer, tue etwas für die Umwelt und für die Sicherheit des Straßenverkehrs und werde nicht in tausend Jahren etwas daran ändern. Vergesst es einfach.

Meine Antwort an meine Kommilitonen ist natürlich nicht ansatzweise so vertrauensvoll und ausführlich wie meine Antwort an euch.

Wenn die mich fragen: Warum fährst du kein Auto.

Dann sage ich: Sehe ich so aus, als wolltest du mich im Straßenverkehr begrüßen wollen? Dann grinse ich dämlich. Die meisten weisen mich zum Glück nicht daraufhin, dass ich als Fußgänger längst am Straßenverkehr teilnehme, und falls sie doch meine kleine Logiklücken aufspüren, verziehe ich wehleidig das Gesicht, seufze schwer und gehe strafend den Kopf schüttelnd meiner Wege.

Das ist auch eine Art, um zu sagen: Nein, liebe Leute. Nein, nein. Ich werde nicht binnen der nächsten fünf Tage lernen, Auto zu fahren, nur damit du deine süßen, kleinen Beinchen nicht benutzen musst. Oder in keine der Straßenbahnen steigen musst.

Natürlich mache ich Ausnahmen mit dieser Autofahrsache. Natürlich! Ich meine, sollte jemand einen Herzinfarkt erleiden während der Fahrt und ich die einzige andere Person im Auto sein, natürlich würde ich den Wagen pflichtbewusst gegen die nächstbeste Leitplanke lenken und die Gangschaltung so verkeilen, dass sie das Auto blockiert. Und

im Notfall würde ich natürlich auch das Lenkrad in die Hand nehmen und denjenigen ins Krankenhaus fahren.

Aber sonst?

Ich bin die auf dem Beifahrersitz, die anfängt rumzuquietschen, wenn der Fahrer zwanzig km/h zu schnell fährt. Weil das gefährlich ist und diese Gesetze ja nicht einfach so gemacht werden und weil, naja, weil Autofahren gefährlich ist!

Da sterben viele Menschen und wenn ich jung sterben muss, dann bitte episch und einzigartig und nicht, indem mich irgendein Fremder gegen den nächsten Baum donnert und sich freut, dass ich ihn künftig nicht mehr werden können. Bevor er kapiert, dass er selbst bei dem Unfall draufgegangen ist.

Egal. Schwamm Drüber!

Risikobereite Menschen leben am längsten. Oder so.

Die Sitzung zur Problemlösung

Bei einigen Professoren da fragt man sich schon, ob sie ihren Professorentitel im Lotto gewonnen haben. Nicht, weil sie nicht dazu in der Lage sind, ein Dokument zu vergrößern oder, die Meisterdisziplin, auszudrucken! Sondern weil sie nicht einmal das in die Tat umsetzen können, was sie theoretisch unterrichten.

Was erwarte ich von einer Vorlesung, die das Thema „Problemlösung“ für eine Sitzung gewählt hat? Natürlich, dass man uns beibringt, Probleme zu lösen. Was auch sonst.

Was ich nicht erwarte? Dass der Prof zwanghaft an dem defekten Overheadprojektor herumdrückt. Geschlagene neunzig Minuten lang. Für alle, die nicht wissen, wie lang so eine Vorlesung dauert: Ungefähr neunzig Minuten. Immer abhängig von der Laune des Profs.

Zugegeben, in den meisten seiner Vorlesungssitzungen glänzte ich mit Abwesenheit. Einfach, weil ich den Prof nicht ausstehen konnte und er nie auf den Punkt kam. Irgendwann fing er während des „wie gehe ich richtig auf Schüler ein“-Vortrags mit der Diskriminierung von Linkshändern an. Nicht durch das, was ihr jetzt vielleicht denkt.

Sondern durch Kuchengabeln und den Aufdruck auf Werbekugelschreibern.

Nach dieser Sitzung hatte ich beschlossen, was der versucht mir beizubringen, das vermittelt mir ein Buch tausendmal besser und spaßiger.

Aber Problemlösung, das ist halt schon eine interessante Sache. Wenn ich ein Problem habe, dann starre ich es meistens an und hoffe darauf, dass es weggeht. So, wie meistens ein Feuer nicht nur erlischt, weil man es anstarrt, befürchte ich auch, dass Schüler nicht einfach lieb werden, nur weil ich Bitte sage. Oder dass das Whiteboard sich wieder aktiviert, nur weil ich verständnisvoll nicke.

Also die Sitzung zur Problemlösung und ich setzte alle meine Hoffnungen auf die Kompetenz des Profs.

Wie die Stunde begann?

Er kam fünfzehn Minuten zu spät, weil er vom Fahrrad gefallen war.

Wer fährt bei Glatteis Fahrrad? Dieser agile Herr mit seinem trendy Helm, der ihm wahrscheinlich gerade sein wertvolles Professorenleben gerettet hat.

Nächster Schritt? Laptop an. Laptop ließ ihn nicht in die Software. Meine Idee ist ja immer noch, dass er einfach sein Passwort verlegt hat, aber, naja, nein, das kann nicht sein. Also den Techniker geholt. Der Techniker hat den Prof eingeloggt, der Prof hat den Overheadprojektor gestartet, vor sich hingemurmelt und uns erzählt, dass er seine DVDs von der Steuer absetzt. Knapp eine halbe Stunde nach eigentlichem Unterrichtsbeginn war er also bereit für die Sitzung und ich war ja so, so stolz auf ihn. Das könnt ihr euch nicht vorstellen. Das könnt ihr euch nicht vorstellen!

Dann nahm die Katastrophe ihren Lauf. Der Overheadprojektor stürzte ab. Nach exakt zwei Minuten. Jedes Mal aufs Neue.

Man sollte meinen, dass man bei einer Sitzung zur Problemlösung die wichtigen Stichworte nun einfach an die Tafel schreibt (die groß und dick hinter dem Prof hing und auf die die Studis ihn fleißig hinwiesen), aber, nein. Nein! Das funktioniert so nicht. So funktioniert das nicht. Die Sitzung zur Problemlösung müssen wir dringend abhalten, indem wir das Problem nicht eliminieren, sondern treu beibehalten. Wichtig. Merken. Man versucht nicht, das Problem zu eliminieren. Man integriert es, bis es einem hoffentlich irgendwann in tausend Jahren in die Hände spielt.

Ich muss gestehen, ich war selten so fasziniert wie von seiner Fähigkeit, aus einer Unannehmlichkeit ein ausgewachsenes, unüberwindbares Problem zu kreieren. Vor allem, in seiner Präsentation stand wortwörtlich nichts, was man nicht hätte übernehmen können. Wortwörtlich Nichts!

Keine Videos, keine Audiodateien, keine Weblinks. Nur ein paar dämliche Stichpunkte, für die er auch einen Studi hätte anstellen können, falls er keine Lust haben sollte, sich selbst die Hände dreckig zu machen.

Aus dieser Stunde hätte trotz des holprigen Anfangs etwas werden können.

Der Prof entschied sich dagegen. Er schickt die anwesenden, vorlesungswütigen Studis, die das geschehen ungläubig beobachteten, in eine Gruppenarbeit. An sich eine gute Idee, die ich mir für meine Zukunft auf jeden Fall nah am Herzen halte. Ich würde das vorgehen des Profs allerdings minimal abändern. Anstatt die Schüler nur in

Gruppen zu stecken, würde ich es präferieren, ihnen auch Aufgaben zu geben. Damit sie beschäftigt sind und nicht nur dastehen und groß gucken.

Dasitzen. Entschuldige bitte. Man sitzt im Unterricht, man steht nicht. Wir saßen also ohne Aufgabenstellung in Gruppen, während der Prof sich mit dem Overheadprojektor stritt und verlor. Einfach nur verlor. Und man hat es absehen können. Der Prof hatte einen schlechten Tag und konnte sich nicht einmal in den Laptop einloggen. Wie verdammt hätte er den Overheadprojektor dazu überreden sollen, nicht mehr zu überhitzen, sondern einfach die Stichpunkte an die Wand zu werfen? Mir wäre danach, die Situation noch ein wenig länger zu schildern, aber das würde vermutlich unnötig, sagen wir, unnötig gemein werden. Wir saßen halt in unseren Gruppen ohne Aufgabenstellung und tauschten uns über den zappelnden Prof vor uns aus, er diskutierte mit dem Overheadprojektor. Mehr lief da nicht. Am Ende des Tages sah der Prof sein Versagen ein und zog die Notbremse einer jeden Problemlösung: Das Thema ist nicht länger klausurrelevant. Wer auch immer von euch perfiden Strolchen den Overheadprojektor manipuliert hat, du bist mein Held! Zwanzig Folien weniger zu lernen. Ein Träumchen. Ein Träumchen.

Leider gehen nicht alle Professorenunfälle so glimpflich aus. Aber, Schwamm Drüber! Was wäre das Studium schon, wenn jede Sitzung schiefgehen und jedes Thema gestrichen würde? Abgesehen natürlich von meinem Matheunterricht in der zehnten Klasse.

Didaktikgötter unter sich

Didaktik. Das Herz einer jeden Lehrerausbildung. Sollte man meinen. Die Didaktiker schienen das Handwerk der Didaktik allerdings von allen mit Abstand am wenigsten verinnerlicht zu haben. Um einen kleinen Lacher hinterherzuschicken: Der Typ aus dem vorherigen Kapitel, der gehört auch zu den heiligen Didaktikern.

Kein Wunder also, dass ich nach sieben Semestern Studium, zwei Schulpraktischen Übungen und zwei Praktika immer noch nicht das Gefühl habe, auch nur ansatzweise für den Lehrerberuf vorbereitet zu sein. Eher, naja, im Gegenteil. Weil mir meine gesunde, wunderbar warmherzige „Wie quäle ich das arme Kind vor mir am effektivsten“-Intuition ausgetrieben wurde.

Die Didaktiker zeichnen sich vor allem durch Eines aus: Sie schreiben eine Klausur zu einer Vorlesung. Das mögt ihr nicht wissen, aber es gibt keinen größeren Idiotenmove an der Uni. Vorlesungen sind da, um belegt zu werden. Nicht, damit man sie besucht. Besuchte man die Vorlesungen allerdings nicht, durfte man zwar zur Klausur antreten, sollte man aber nicht.

Weil die Didaktikgötter zwar nicht unterrichten können, dafür jedoch wissen, welche Gesichter sie noch nie zuvor gesehen haben und welche Gesichter es nicht verdient haben, gut aus der Nummer rauszukommen.

Ich für meinen Teil hätte die Vorlesung mit glänzenden Augen besucht. Wenn ich das Gefühl gehabt hätte, dass auch nur ein Hühnerpups dabei rumgekommen wäre.

Die bemerkenswerten Fähigkeiten eines jeden Didaktikers: Sie kommen einfach nicht zum Punkt. Gut möglich, dass ich einfach zu dämlich bin und mein Hirn auf der falschen Ebene funktioniert. Ich steige nicht dahinter, was sie von mir wollen. Ich sitze eine geschlagene Vorlesungsstunde da und lausche angestrengt und alles, was für mich bei der Sache rumkommt, ist: Schüler haben individuelle Bedürfnisse. Als Quintessenz jeder Sitzung. Jeder hat individuelle Bedürfnisse.

Gratulation! Danke für diese Erleuchtung. Eine Klasse ist heterogen. Was? Neeeeein. Sag bloß? Wie kommt ihr denn darauf. Zwanzig Kinder

haben nicht genau die gleichen Fähigkeiten? Hier muss es ja mit dem Teufel zugehen.

Mehr kam für mich da nicht rum. Ich habe mir jede einzelne Sitzung dieser Vorlesungen reingezogen. Ich habe jedem einzelnen Wort gelauscht, jede Hausaufgabe gemacht, weil, räume ich ein, ist wichtig. Didaktik ist der Grundstein des Lehrertums.

Aber sehe ich nicht ein. Nein! Es kann doch nicht sein, dass die Quintessenz der Stunde nicht ist, wie ich die Schüler individuell fördere, sondern nur, dass ich sie individuell fördere.

Einige meiner Kommilitonen schienen deutlich zweckhafter gepolt zu sein als ich und nahmen interessante Fakten mit aus der Sitzung wie „Jungs bleiben meist für immer in ihrer Lesekrise stecken“. Bei mir klang das auch nur nach „heterogenes Klassenbild“. Heterogenität auf fünfzig Ebenen, dabei hat man nur zehn Schüler in der Klasse.

Für jeden Schüler ein eigenes, auf seine Bedürfnisse zugeschnittenes Arbeitsblatt?

Einem aus meiner alten Klasse hätte man direkt die Falzen für seinen Papierflieger angeben müssen, damit das Arbeitsblatt seine Bedürfnisse erfüllt.

Was ist denn das? Utopie des Höchsten ohne Anleitung! Wir möchten gern eine perfekte Welt. Wie machen wir das?

Geheim. Geheim! Nein, Scherz. Wir schlachten den goldenen Hasen, stehlen ihm sein Nasenöl, mengen das unter den Staub von schwarzen Diamanten, hauchen einige Sternentränen darauf und injizieren den Kindern das genau in die Augäpfel.

Pisa. Pisa hat dies ergeben, Pisa hat das ergeben.

Ohne irgendwen beleidigen zu wollen (jede Beleidigung fällt eh auf mich zurück, weil ich augenscheinlich in einer Basic-Veranstaltung saß, ohne sie zu kapieren, und auch bemerkenswert unmotiviert war, sie mir durch provokante Kommentare unterhaltsamer zu gestalten), ich bin aus diesen Sitzungen dümmer rausgegangen, als ich reingegangen bin.

Vorher, vorher da schwirrten Behaviorismus und Soziopsychologie durch meinen Kopf. Danach? Für jeden das eigene Arbeitsblatt. Die Umsetzung bleibt euch selbst überlassen.

Vorher dachte ich an genetische Aspekte, an Neurotransmitterauslastungen und mögliche Verhaltensstörungen. Danach? Ja, einige Kinder sind schwierig. Mit denen lernt man auch umzugehen.

Und wie?

Erfahrung.

Also lasse ich mich zehn Jahre fertig machen und kurz bevor ich aus dem Fenster springen will, dann, was? Kommt dann der goldene Hase vorbeigedackelt und schenkt mir sein kostbares Nasenöl? Was wollt ihr von mir?

Das I-Tüpfelchen? Die Didaktiker verstanden es, auf einzigartige Weise sich zu wiederholen, langsam zu sprechen und Texte auszuwählen, die ich meinen Schülern nur dann geben würde, wenn ich will, dass sie mich von einer Planke auf den Schulhof stoßen. Ich werde doch nicht (nur) Lehrer, weil ich Kinder hasse! Dabei soll doch auch was bei rumkommen wie, keine Ahnung, absurde Dinge wie, was weiß ich, netten Unterricht nachdem die Schüler klüger sind als vorher? Nur eine Idee.

Die Didaktikvorlesungen würde ich ganz einfach so bezeichnen: als enttäuschende Zeitverschwendung. Ich hatte so große Hoffnungen in sie! Ich dachte mir, boah, danach habe ich bestimmt ein paar Kniffe im Petto, wie ich mit den Kiddies umgehen sollte und muss mir nicht mehr paradigmepsychologische Absurditäten aus der Nase ziehen.

Die Realität? Jedes Kind ist einzigartig.

Schwamm Drüber. Wer heutzutage Lehrer wird, der ist eh von allen guten Geistern verlassen. Ob ihm nun gesagt wird, wie man unterrichtet und die Kinder davon überzeugt, dass Grammatik wichtig ist, oder nicht.

Lernen für Dummies

Wie bereits ausgeführt: Cel und lernen? Eher eine schwierige Beziehung. So wie zwischen Edward und Bella. Nur dass Bella stirbt und Edward sich im Mittagssonnenschein selbst entzündet.

Da es allerdings empfohlen wird, den Stoff der Vorlesungssitzungen zu lernen, an denen man nicht teilgenommen hat, über die allerdings eine Klausur geschrieben wird, beschloss ich, dass es Zeit wird für zwei neue Freunde: Coco und Nina. Zwei nette Mädels, die das Lernen mit der Muttermilch in sich aufgesogen haben, und als ich vorschlug, dass man sich ja mal in der Bibliothek zum Lernen treffen könnte, war die Sache geritzt, bevor ich aussprechen konnte.

Ich hatte mir nämlich einen winzigen Reim auf mein Lernverhalten gemacht. Wenn man mir was erzählt, dann merke ich mir erstaunlich viel. Wenn ich nebenbei kommentiere, was ich tue, sitzen die Muster danach bombenfest. Starre ich auf Buchstaben? Freue ich mich halt, dass sie existieren und Worte bilden und aus diesen Worten Sätze erwachsen, die in besonderen Fällen sogar sinnhaft sind.

Also suchte ich mir Menschen, die gern lernen, den Inhalt draufhaben und an die ich mich lieb lächelnd ranhängen kann. Und die sich darüber auch noch freuen, weil: endlich jemand mehr im Lerntrio. Beinahe hätte ich Strebertrio geschrieben. Dann ist mir aufgefallen, dass Studenten Studenten sind um zu studieren. Was wir also in der Uni taten, das war ganz normales studentisches Verhalten in dem natürlichen Habitat des Studenten.

Nein, nicht im Club! In der Bibliothek. In der Bibliothek. Die Bibliothek ist das natürliche studentische Habitat. Fragt die Medis! Die unterschreiben euch das mit strahlenden Augen. Mit tränenden Augen. Verzweifelt jammernd.

Wie ein Medi das halt tut.

Wir saßen also an diesem Tisch, die beiden haben ihre Lernunterlagen ausgebreitet und sahen mich erwartungsvoll an. Zugegeben, die ersten Minuten hatte ich ernsthaft keinen blassen Schimmer, was die von mir wollten. Ich bin da? Ich lächle lieb? Ich habe keine Mütze auf? Die Jacke wurde ausgezogen? Was wollt ihr von mir? Hallo?

„Wo sind deine Lernsachen.“ Dieser sinngemäß wiedergegebene Satz stürzte mich zugegeben in ein recht unangenehmes Dilemma. Ich

konnte ja schlecht den beiden sagen: „Ihr seid meine Lernsachen und jetzt legt los.“ Ich wählte also die Studentenausrede: Noch bin ich nicht dazu gekommen.

Verständnisvolles Nicken. Wenn wir Geisteswissenschaftler mehr als zwei Klausuren haben, dann ist das ein kaum überwindbarer Aufwand und natürlich versteht man da, dass ich meine Lernsession mit diesem Austausch eröffnen möchte. Das ist völlig legitim. Niemand muss wissen, dass diese Lernsession meine einzige bleiben sollte, weil sie, naja, mir mehr gab als alle Karteikarten zusammen.

Wir stürzten uns also in Cocos und Ninas Unterlagen. Fand ich toll. Die beiden sind wundervoll strukturiert, arbeiten mit Farben und legen sich die Vorlesungsfolien ergänzend direkt daneben. Das klingt für mich recht sinnvoll. Darauf, ergänzend das Vorlesungszeug neben meine Karteikarten zu legen, wäre ich trotzdem nicht in hundert Jahren gekommen. Wir denken mal lieber nicht darüber nach, was das über mich aussagt.

Das faszinierende an dieser Klausur war: Wir mussten eigentlich nur mit Diagrammen rumfuhrwerken und Schnittmengen und so Zeugs. Klingt im ersten Moment nach Mathe. Im zweiten Moment hat der Professor sich die Mühe gemacht, seine Thesen farblich, in Formen und in Zahlen darzustellen. Sehr lieb von ihm. Wirklich. Nur halt auch sehr unnett, wenn man sich Karteikarten erstellen will und dann nichts mehr in dem Schaubild erkennen kann, weil es definitiv zu groß für eine niedliche, kleine Karteikarte ist.

Zumindest wenn ich sie anfertige.

Coco, Nina und ich saßen nun also um diesen Tisch herum und ich lauschte andächtig, warf hin und wieder ein paar Thesen ein, starrte an die Decke, lauschte andächtig und lauscht andächtig.

Wenn mir irgendwas nicht ganz schlüssig war oder wichtig vorkam, brabbelte ich das nach wie ein Kleinkind.

Dieses Brabbeln, das scheint Menschen generell zu amüsieren.

Gestern wurde ich bei der Arbeit in die Stellenbörse eingearbeitet und um diese ganzen Stellen einzupflegen, muss man halt mit ein paar Programmen arbeiten, die ich schon aus Prinzip bis ans Ende meiner Tage ignoriert hätte. Ich meine, wer macht ein weiß-schwarz- knallorange Layout? Wie sehr muss derjenige seine Nutzer hassen?

Zumindest saß ich auch da wieder auf meinem Stühlchen und kommentierte konzentriert alles, was ich tat. Bis man mich darauf hinwies und ich am liebsten mit hochrotem Kopf im Erdboden versunken wäre.

Weil ... weil ... weil ich will nicht niedlich wirken. Sondern total kompetent und intelligent und fleißig. Nicht niedlich!

Nur weil ich ein verdammter auditiver Lerner bin, der nur schlecht lernen kann, weil es ihm zu blöd ist, der Wand zu erklären, was auf den Karteikarten steht und warum man dem kaum, gar nicht oder nicht in tausend Jahren zustimmt. Die Wand wird nicht verständnisvoll nicken. Die Wand wird nicht einmal die Augen rollen.

Sie ist einfach da und hört zu und ist langweilig wie sau. Ich weiß schon, warum auf fast jedem Zentimeter meiner Wand Ausschnitte aus meinen Büchern stehen. Ich weiß schon, was ich da gemacht habe. Dann fühlt man sich nicht mehr so, so still verurteilt, wenn man keine Coco und keine Nina und keine Vivi in seinem Kurs hat und einsam und allein auditiv vor sich hinlernen muss.

Aber, Schwamm Drüber!

Immerhin ist die Wand da und hört mir zu, selbst wenn wir es beide nicht wollen. Das, Leute, das nenne ich Parasitismus auf einer ganz neuen Ebene.

Praktika sind für Schüler da

In seinem Lehramtsstudium darf man drei wundervolle Praktika absolvieren, ehe man in das Überpraktikum namens „Referendariat“ geschmissen wird. Während mich die Praktika schon aus Prinzip anödeten, entpuppte sich das Sozialpraktikum als recht amüsant. Man sollte da halt irgendwas Soziales mit Menschen machen und eine, die ich durch das Schreiben kenne, Josie, die fragte so: „Sag mal, musst du jetzt nicht bald dein Praktikum machen?“

Respekt erstmals, dass sie meine To-Do-Liste besser im Kopf hat als ich. Ich blätterte also einmal nach und stellte mit Schrecken fest: Josie hat Recht! Und wie ich mein Praktikum Nummer eins werde antreten müssen.

Ich antwortete also mit einem gedehnten, vorsichtigen „Ja“ und dann, dann legte Josie los.

Sie befände sich in einem Projekt ihrer Schule. Herausforderung gesucht. Josie und ihre Freundin wollen Pilgern gehen, brauchen dafür aber jemanden, der auf sie aufpasst. Ich mit meinen zarten achtzehn Jährchen versuchte krampfhaft herauszubekommen, ob das ein Witz sein soll oder ob Josie das wirklich ernst meint. Pilgern? Drei Wochen lang? Durch die Welt? Mit meinen eigenen Füßen und mit einem Rucksack auf dem Rücken?

Wo soll ich bitte schlafen? Auf dem Boden?

Sagen wir so: Ich hatte erstaunlich wenig Lust, mir von der Uni ein Sozialpraktikum organisieren zu lassen, also setzte ich einiges daran, Josies nette Betreuerin von nebenan zu werden.

Also latschte ich zu dem Elternabend zu dem Schulprojekt „Herausforderung gesucht“. Stellte mich ihrer Löwenmama. Sprach mit dem leicht, nur leicht desorientierten Herrn Dr., der dieses Projekt leitet. Machte die Nummer im Praktikumsbüro klar, packte meine Sachen und machte mich mit den Mädels auf den Weg.

Ab nach Polen!

Und, verdammt, Polen ist ein nettes Land. Viele günstige Süßigkeiten! Die Polen können von mir aus anstellen, was sie wollen, solange die süße Kondensmilch in der Tube mir erhalten bleibt, bin ich glücklich und zufrieden und komme auch als Frau jederzeit wieder gern nach Polen. Und wenn die Polen irgendwann keine Frauen mehr nach Polen

lassen, dann beknie ich meinen Opa, dass er von seinem Tankausflug ein paar Tuben Milch mitbringt. In allen möglichen Geschmacksrichtungen. Weil die toll sind!

Okay, wir machten leider keinen Zwischenstopp, um Kondensmilch zu kaufen. Wir mussten laufen und natürlich bin ich pflichtbewusst immer vorne weg gelaufen.

Was nicht daran liegt, dass ich wusste, wohin es geht. Ich bin einfach eines dieser Kinder, das mit einem zügig laufenden Vater aufgewachsen ist und verzweifelt versucht hat, Schritt zu halten, während man zur nächsten Bushaltestelle hastete. Die Geschwindigkeit der Bewegungen habe ich beibehalten, meine Beinchen sind gewachsen und schon bin ich der am schnellsten flitzende Rucksackträger, den die Pilgerbewegung je gesehen hat. Ich schätze, hätte irgendwer überprüft, wie ich auf Josie und ihre Kumpeline aufpasse, man hätte mir die Ohren langgezogen. Wahrscheinlich sogar mit Recht. Aber Josie war alt genug, um diese gesamte Nummer zu organisieren und Josie war alt genug, um mich zu fragen, ob ich sie begleiten, und Josie war generell alt genug, um ihr gesamtes Leben durchzuplanen. Sie sollte es schaffen, einfach gerade aus zu gehen.

Was Josie gelang. Einwandfrei sogar. Die beiden brauchten deutlich mehr Pausen, als mir lieb war, aber sonst, tolle Sache. Man läuft bis es nicht mehr geht und läuft weiter. Es fängt an zu schütten, als hätte der Himmel darauf gewartet, dass wir einen Fuß vor die Tür setzen, wir laufen weiter. Völlig durchnässt. Klitschnass. Bis auf die Haut nass. Irgendwo, wo wir keinen Zwischenstopp machen wollten.

Hach, das Pilgern war schon ein Abenteuer. Da die Sache Josies und Josies Freundins Herausforderung war, musste ich nicht einmal die unangenehmen Telefonate tätigen (He, könnten wir heute Nacht bei Ihnen schlafen? Wir pilgern.), sondern konnte nachdenklich nickend danebenstehen und mich freuen, dass meine Schule nie eine so dermaßen bescheuerte Idee hatte.

Ursprünglich wollten wir den Jakobsweg pilgern. Leider war der Wegführer zu sehr auf vergängliche Details konzentriert. Wie ein gelbes Haus, das einfach nicht mehr existierte. Oder ein krummer Baum inmitten von vielen krummen Bäumen.

Teilweise hatte ich das Gefühl, dass man uns einfach nur auf den Arm nehmen will. Wie verwirre ich arme Pilger mit fünf Worten oder weniger? „Geh am gelben Haus vorbei.“

Welches gelbe Haus verdammt?

Aber wir sind ja nicht dumm und haben uns dazu entschieden, einfach die zahlreichen Fahrradwanderwege entlangzudackeln. Deutlich erkennbar. Schöne Umgebung. Führen definitiv irgendwohin. Lassen uns nicht im Regen stehen.

Uns wir müssen uns nicht an Pfeilern orientieren, die bereits vor fünf Stürmen zerlegt wurden.

Leuts, ich liebe das Abenteuer. Wirklich! Aber ich bin ein echtes Stadtkind, also liebe ich Stadtkindabenteuer wie, keine Ahnung, wir haben uns im Wald verirrt, aber das packen wir schon. Ich bin am Anfang der Wanderung in einer Pfütze gefallen, durfte mich danach trotz Navi im Wald verwirren, meiner desorientierten Familie ins Gesicht sehen und Barfuß über Stock und Stein wandern. Abenteuer wie in fremde Gewässer steigen und nur Dank meiner guten Reflexe nicht im Schlamm zu versinken, die nehme ich auch hin.

Aber doch bitte keine, bei denen ich in einem polnischen Wald stehe, alle Wegweiser einfach weg sind, es schüttet wie aus Kübeln, wir auf die sich wellenden Seiten des Pilgerführers starren, verzweifelt nach dieser dämlichen Jakobsmuschel suchen, nicht wissen, wo wir schlafen sollen und den Schlafsack außerhalb des Rucksacks hängen habend. Das sind Dorfkindabenteuer. Stadtkindabenteuer enden am Abend immer im eigenen Bett.

Aber wir Studis, wir machen diese Sozialpraktika ja, um zu schauen, ob wir Menschen mögen. Mein Fazit nach der Pilgerreise? Menschen sind okay. Ich habe eh nicht viel mit ihnen zu tun. Ich bin die, die vorläuft.

Natur ist doof. Sehr, sehr doof. Zum Kotzen doof.

Man mache sie nieder und lege eine fette Asphaltsschicht darüber! Schwamm drüber. Wir haben diesen Abend überlebt und viele weitere Abende auch und in dem Pfarrhaus eines bekannten Pfarrers haben wir uns dermaßen mit Süßigkeiten eingedeckt, dass wir nur knapp nicht an einem Zuckerschock zu Grunde gegangen sind.

Hach. Süßigkeiten. Wie schnell sie die Welt doch besser machen können.

Flugtechnik für Anfänger

Ich studiere in einer Stadt, die kennt theoretisch aus Prinzip keinen Schnee. Das letzte Mal hat es 2017 geschneit. Jetzt dieses Jahr wieder, aber dieses Jahr versucht scheinbar einfach krampfhaft, den jämmerlichen Katastrophenwinter 2020 wieder wettzumachen. 2017 ist mir allerdings nicht nur gut in Erinnerung geblieben, weil ich da mein Studium begonnen habe, sondern auch, weil es schneite. Dieser Schnee tagsüber taute. Es zu nieseln begann. In der Nacht Minusgrade vorherrschten. Ich das alles nicht mitbekommen habe. Und mich am nächsten Morgen erstmals schwingvoll auf die Nase gelegt habe. Heiliges Kakomonster!

Da wachst du auf wie ein normaler Mensch, glücklich und zufrieden, agil um fünf Uhr morgens, bereit sich ein wenig in das nächste Buch zu stürzen. Weil es Winter war, habe ich mich gegen die Heizung und für eine Kuschelwuscheldecke und eine heiße Schokolade entschieden (nennt mich verrückt, aber ich liebe die Kälte, ich liebe, liebe, liebe sie) und zufrieden lächelnd vor mich hingestarrt. Der perfekte Morgen. Ich weiß das noch genau. Es war einfach der perfekte Morgen. Letzte Schneereste klebten noch auf dem Rasen, während sich der Winter offensichtlich schon wieder verabschiedete. Ich entspannte mich also, tippelte irgendwas in irgendeinem Buch, atmete tief den Duft des Kakaos ein und machte mich dann bereit für einen wundervollen harmonischen Studientag.

Damals fuhr ich noch mit dem Rad. Ich nahm also Platz auf dem schönen Sattel, hatte den Helm pflichtbewusst im Schrank gelassen und radelte los.

Ich habe euch ja schon irgendwie verraten, dass ich mich volle Kanne auf die Nase gepackt habe. Aber wie sehr? Naja. Genug, damit der Lenker meines Fahrrades sich verbog wie zuletzt im Herbst (rutschiges, nasses Laub ist böse) und ich kopfschüttelnd neben meinem ächzenden und leidenden Rad stand, das sich vermutlich erneut fragte, warum es ausgerechnet in meinen Besitz hatte übergehen müssen. Warum konnte es nicht jemandem gehören, der aufpasste und es pflegte und ihm einmal täglich ein Küsschen auf den Lenker hauchte. Ich zog es eher vor, das arme Rad bei Glätteis auf die Seite zu hauen, ihm den Lenker auszurenken, den Lenker unsanft

zurückzurenken, das Rad anzusehen, als wäre alles, was hiergeschieht, ganz allein die Schuld meines inkompetenten Fahrrades, und demonstrativ und schwer zu seufzen. Immer enttäuscht den Kopf schüttelnd. Demonstrativ enttäuscht den Kopf schüttelnd. Weil das Fahrrad nicht in der Lage dazu war, über die Gefahrenzone einfach hinwegzufliegen.

Ein echtes Dilemma.

Während meiner Studienzzeit habe ich mich zahlreich darin geübt, möglichst gekonnt auf die Nase zu fliegen. Angefangen im Herbst, als das klitschnasse Laub auf den aus Prinzip ungeräumten Wegen liegen blieb. Man kann dabei einen kleinen Salto nach vorn machen, panisch schreiend die Arme ausbreiten, perplex auf eine Seite der Wahl des Fahrrads springen, jammernd die Augen schließen oder, meine Lieblingstechnik, mit dem Hinterrad driften, weil irgendein Deppenstudi das Licht nicht gesehen hat und mir voll in den Weg latscht. Hallo, ich bin wichtig. Du darfst mich nicht umfahren! Bestimmt waren das irgendwelche verirrtten Musikstudenten.

Aber man kann sich nicht nur mit dem Fahrrad konsequent und geübt auf die Schnauze legen. Gern ist diese Kunst auch bei Fußgängern zu beobachten. Fußgänger, die im Schlamm ausrutschen, die auf dem Glatteis ausrutschen, die sich einmal quer auf die Bahnschienen legen. Oder, mein absoluter Favorit, das Stolpern auf nassen Treppen. Da waren Lisbeth und ich gerade auf dem Weg, uns ein Eis zu ergaunern, die Treppe mit diesem hässlichen Krankenhauslinoleum überzogen und unsere Sohlen nass von draußen.

Meine Schuhgröße 44/45 hat mich zu Turnschuhen verdonnert und, einige wissen es vielleicht, Turnschuhe sind nicht für ihr überzeugendes Profil bekannt.

Meine erste Amtshandlung auf dieser Treppe also? Mich der Länge nach hinschmeißen und nach unten rutschen. Auf meinem Popöchen, das zum Glück mit mehr Speck versorgt ist, als es ihm guttut. Lisbeth schrie entsetzt auf und versuchte, mich mit ihrer freien Hand zu halten, entschied sich allerdings in letzter Sekunde dagegen.

Gut so. In der anderen Hand hielt sie nämlich einen kochend heißen Kaffee und ich habe lieber einen schmerzenden Arsch, als ein verbranntes Gesicht.

Das Gute an meiner Flugtechnik? Ich war lange vor Lisbeth unten und hatte sogar Zeit, mich demonstrativ jammernd aufzusetzen, vorsichtig die Standhaftigkeit meiner Beinchen auszutesten und mich tief einatmend dem Abenteuer „Einkaufscenter“ zu stellen.

Wenn ich eines während meines Studiums gelernt habe, dann auf die verschiedensten Weisen auf die Schnauze zu fallen. Inzwischen laufe ich schon mit ausgebreiteten Armen wie ein Pinguinküken und die meisten Menschen haben auch ein wachsames Auge auf mich und meine profillosen Turnschuhe bei extremen Wetterlagen.

Alle außer Moritz. Dem sage ich „Wenn ich falle, dann fängst du mich.“ Und er sagt. „Sicher nicht.“

Ich frage entsetzt: „Was soll das?“

Er sagt: „Bringt ja nichts, wenn wir uns beide hinpacken. Irgendwer muss ja lachen.“ Sinngemäß irgendwie so. Wir haben abgemacht, dass er mich aufliest, wenn ich mir was brechen sollte, und dass er mich nicht erschießt, nur weil mein Rückgrat etwas geeist wurde.

Was mir in der Flugstunde direkt eher weniger bringt.

Schwamm Drüber.

Es kann einem ja nicht jeder treu zur Seite stehen. Einige existieren halt, um zu lachen und die besten Fotos zu schießen. Während der andere mit gebrochenem Genick auf dem Fußweg liegt.

So wie Moritz.

Oder, ganz eventuell vielleicht nur in den seltensten Momenten und besonderen Menschen gegenüber auch ich.

Ach, quatscht, lasst euch nicht verarschen. Ich würde auch erstmal anfangen zu kichern wie eine Geisteskranke, wenn du dich neben mir hinpackst. Weil es verdammt noch einmal lustig ist!

Zumindest, naja, bis irgendwas passiert.

Die gefürchtete Erfindung namens „Schulpraktische Übung“

Wer Lehrer werden will, verbringt nicht die gesamte Zeit damit, die Profs von hinten aus dem Vorlesungssaal auszulachen. In unangenehmen Momenten werden die Lehramtsstudis daran erinnert, dass sie sich irgendwann in die schlechter bezahlte Position des Profs begeben werden, um sich von blöden Schülern, die von Nichts und Niemandem eine Ahnung haben, auslachen und veräppeln zu lassen. Die schulpraktischen Übungen zeigen uns, wo eigentlich unser Platz ist. Sein wird. Wenn wir die Uni erfolgreich überstanden und uns zu echten, würdigen Lehrern gemausert haben.

Es geht also daran, eine echte Unterrichtsstunde vorzubereiten, um echte Schüler zu begeistern. Nicht nur die hypothetischen Persönchen im Didaktikunterricht, sondern die echten lebenden, fühlenden, lernenden, uns liebenden Menschen. Wir alle wissen: Schüler vergöttern nichts mehr als ihren Lehrer.

Wir konnten es also nicht erwarten, uns ihnen zu Füßen zu werfen und den Schülerlein zu erklären, wie toll sie sind und wie lieb sie sind und wie dankbar wir dafür sind, sie quälen zu dürfen.

Bevor es aber dorthin geht in diesen Klassenraum mit der heiligen Kreidetafel und dem heiligen Kreidestück muss man sich irgendwie eine Unterrichtsstunde einfallen lassen. Und, Holy Guacamoly Leute! Das ist deutlich aufregender, als es sich anhört. Weil, man soll die Kiddies ja begeistern und man will ja nicht schon nach der ersten Unterrichtsstunde von allen gehasst werden.

Zumindest möchte ich das nicht. Wie es bei meinen Kommilitonen mit ihren dröflig Arbeitsblättern steht, das ist mir noch immer nicht ganz klar, aber mein Traum ist es, dass die Schüler aus dieser Stunde rausgehen, mich lieben, mich nie verklagen, meine Noten akzeptieren und mir nicht ihre tollwütigen Eltern auf den Hals hetzen, weil ich meine Braue zur falschen Zeit gehoben habe.

Ich will Schülerliebling sein, also denke ich mir hammermäßig coole Sachen aus. Wie ... wie ... wie ... ach, lasst uns einfach ein Arbeitsblatt erstellen und den Schülern sonst ein bisschen was erzählen. Quatschen, man mag es nicht glauben, aber das kann ich recht gut. Reden, seit Sekunde eins. Ich war so um die zwei Jahre alt, als ich beschlossen habe, dass nun der beste Zeitpunkt gekommen

sei, jeder bemitleidenswerten Person in meinem Umfeld ohne Punkt und Komma die Ohren abzukauen. Schüler sind dazu gezwungen mir zuzuhören und so zu tun, als würde es sie jucken, was ich sage. Weil ich einen Test darüber schreiben lasse. Und ich ihn bewerte.

Also findet gefälligst toll, was ich zu erzählen habe!

Ich marschiere also in diesen Klassenraum. Wir leiten die Sache mit einem kleinen Spiel ein, weil sie sollen mich lieben. Sie sollen mich mehr lieben als ihre Handys und ihre fancy Klamotten.

Spiel kam gut an. Klingt nach einer witzigen Sache. Nach einer wundervollen Unterrichtsstunde.

Nun das Arbeitsblatt. Ja, die Laune wurde etwas gedrückt, aber sie haben mich nicht gehasst. Wirklich nicht. Eine riesige

Schülerbeteiligung, gigantisches Interesse am Thema. Schöne Diskussionen.

Ich war irgendwo auf Wolke zehn mit dem Wissen: diese Kinder, die lieben mich mehr als alles andere auf der Welt.

Wisst ihr, das Ding ist ja, dass nicht unbedingt die Schüler die Stunden bewerten und dass diese schulpraktischen Übungen dem dienen, einen zuvor festgelegten Zeitplan einzuhalten und, naja, man mag es sich nicht vorstellen wollen, aber, nun ja, irgendwie hat es mir mehr Freude gemacht, mit den Schülern zu diskutieren und dabei zuzuhören, wie sie sich langsam ihre Meinung bilden, als ihnen zehn Minuten lang unschuldig lächelnd vorzutragen, was sie am Ende des Tages wortwörtlich so wissen sollten.

Die für mich coolsten Lehrer waren die, die den Stoff vermittelt haben, indem sie plötzlich auf dem Tisch standen oder angefangen haben, ihr Gequatsche mit zarten Keyboardklängen zu unterlegen, während sie Mozart in die Epoche des Barocks verfrachteten. Oder die einfach nur erzählt haben wie die Götter und mir Allgemeinwissen in mein Hirn geschaufelt haben, das ich feinsäuberlich mit Spitzenserviette und Blümchen in mein mentales Regal einsortiert habe.

Aber das sind halt die Lehrer, die ähnlich inkompetent in ihrem Fach sind wie ich gedenke, in meinem Fach zu sein.

Während ich also die Zuckerwatte meiner Wolke zehn schnurpelte, tobte irgendwo zwanzig Kilometer tiefer ein Dozent und fragte mich, was ich mir dabei denn gedacht hätte.

Das Schöne ist, vielleicht kennt ihr das, wenn ein Erwachsener wirklich, wirklich wütend auf euch ist, dann will der gar keine Antwort haben. Darauf habe ich mich unschuldig verlassen, während ich aus dem Fenster sah, mich freute, dass die Kinder sich gefreut haben, meine Karriere als Lehrerin vorplante und die Stunde noch einem vor meinem inneren Auge vorbeiziehen ließ.

Natürlich haben die Störgeräusche am Rande die Sache nicht unbedingt netter gemacht, aber ich habe mir geschworen: Wenn ich irgendwann so einen ekelhaften Schüler in meinem Unterricht habe, wie ich eine ekelhafte Studentin bin, dann werden wir beste Freunde. Wir backen zusammen Kuchen. Wir werfen die anderen Schüler mit Schneebällen im Winter ab. Wir tanzen Woogie, Woogie auf dem Schreibtisch.

Ja, klar, irgendwann kam die unvermeidbare Frage: „Haben Sie das verstanden?“ und ich nicke reumütig.

Natürlich. Natürlich habe ich das verstanden! Während ich eigentlich auf meinem Zuckerwattepony davonritt, um meine kommenden Drölftausend Unterrichtsstunden zu planen.

Das Schönste an der Uni ist: Alles sind Meinungen. Der Dozent hatte die Meinung, ich hatte eine andere Meinung, um zu bestehen war ich natürlich seiner Meinung. Schlussendlich bereitet sie einen perfekt darauf vor, die Queen von England zu werden: Einfach nicken und lächeln. Einfach nicken und lächeln.

Schwamm Drüber!

Wenn alles direkt glatt laufen würde, dann wäre die Uni ja fast schon langweilig. Und überhaupt keinen Lacher mehr wert.

Während der Prof vorn steht und mit dem Computer diskutiert, ob er denn bereit wäre, das Programm zu öffnen, oder ob der PC es doch bevorzugen würde, die nächsten zwanzig Minuten noch im Dauerschlaf zu verbringen.

Das ist jetzt ja doof

Einigen mag es entgangen sein, aber im Jahr 2020 kam so ein Virus um die Ecke. Wir nennen es wortgewandt „Corona“ und es hat an sich auch keinen großen Einfluss auf mein Leben gehabt. Ich meine, ich gehe eh nie vor die Tür. Einmal im Monat treffe ich mich freiwillig mit echten, lebendigen Menschen. Nein, Corona hat mich freigemacht von meiner Verpflichtung, teuer feiern zu gehen. Von nun an konnte ich ohne Schuldgefühle auf dem Sofa hocken bleiben und seltsame Bücher schreiben.

Die Uni nahm die Sache nicht ganz so locker wie ich. Die Uni, die Uni, die, die bekam einen Anfall. Einen echten Herzinfarkt. Ein: Was, wenn wir jetzt zumachen müssen? Was, wenn wir alles online abhalten müssen? Was dann? Das Internet ist für uns alle Neuland. Wir wissen noch einmal was ein Computer ist, wenn man ihn uns ins Gesicht schleudert!

Man kann sich nicht ausdenken, wie holterdipolter das alles gehen musste. Erstmal verlängern wir die vorlesungsfreie Zeit. Fand ich toll. Echt gut. Also, unironisch gut. Nicht nur, weil ich ein guter Student bin, sondern auch weil ich die Hälfte der vorlesungsfreien Zeit flach lag und von meiner Ärztin den wertvollen Hinweis bekommen habe: „Gehen Sie einfach mehr spazieren.“ Sagt sie zu der Person, die pro Tag mindestens zwei Stunden, eigentlich vier Stunden spazieren gehen muss, um das Gefühl zu haben, erfüllt und glücklich zu sein.

Nein, nein, mir wurden meine zwei Wochen Ferien geschenkt und der Uni zwei Wochen, um so zu tun, als besäße sie Server. Alle Rädchen, die so eine Uni besitzt, drehten sich also, und wer nicht weiß, wie viele Rädchen das sind: Ungefähr doppelt so viele wie Studenten die Uni besuchen.

Eigentlich bin ich ein echt flexibler Mensch. Solange man nichts von mir erwartet, bin ich toll und locker und mache alles mit. So auch den beginnenden Onlineunterricht.

Wir bekamen einen Link und wir alle ahnten, das wir das katastrophalste Semester aller Zeiten.

Weil nicht alle Dozenten dahinter stiegen, was ein Link ist und zu welchem Zweck man sie verschickt. Die Hälfte meiner Veranstaltungen lief also auf der Basis: Lies mein Buch und schreib, was ich toll

gemacht hab und wozu du dir mehr gewünscht hättest. Oder: Hier, dein Hausarbeitsthema. Erarbeite dir das mal. Hast sechs Wochen Zeit.

Die tapferen Didaktiker wagten sich allerdings in die Onlinegefilde und schenkten uns mit Kusshand einen Link.

Damit erstmal alle Veranstaltungen abstürzten. Ich bedauerte zu dieser Zeit zutiefst, dass ich niemanden bei mir hatte, mit dem ich wetten konnte, wie lange die Verbindung hält, bevor der Prof rausfliegt und uns tratschend in diesem Onlineraum zurücklässt.

Wenn jeder das gleiche Programm über die staubigen DDR-würdigen Server nutzt, dann ist das halt schon doof. Dann funktioniert eher weniger. Eigentlich gar nichts.

Viele Studis sind ausgestiegen und haben sich den Technikjammer nicht zugemutet. So nicht ich! Ich saß tapfer daneben, weil ich die Veranstaltungen liebte und ja keine Sekunde verpassen wollte.

Ach, wem mache ich hier was vor? Ich habe mich einfach nur stundenlang darüber lustig gemacht, wie die Profs sich anstellen. Die gleichen Profs, die nicht einmal den Lautsprecher anklicken können, damit ein Ton kommt. Diese Profs wurden vor quietschende Server und eine instabile Website gestellt, die sie nie zuvor genutzt haben. Diese Prof schienen oft genug den Tränen nah und der ein oder andere verpasste es, seine Kamera so zu positionieren, dass man ihn sah und nicht sein Wohnzimmer. Oder Arbeitszimmer. Oder das Regal in seinem Büro, obwohl das recht schnell verschwand. Grund dafür? Sogar auf dem Dorf hat man eine bessere Verbindung als in einem Ungebäude.

Man spürte den Schock bis ins Mark. Da wagt es ein Virus nach Deutschland zu kommen und wir müssen die Leute an den Computer setzen? Wir wissen doch nicht einmal, wie der „Computer“ geschrieben wird. Wir wissen nicht einmal, wo der angeht. Was soll denn der Unsinn?

Dann saß ich also da. Die ersten Wochen kichernd, die übrigen Wochen leidend.

Den meisten Professoren schien ihr Professorentitel bedauerlicherweise doch nicht hinterhergeworfen worden zu sein. Sie fuchsten sich in das System rein und wagten es, mit uns Unterricht zu

machen. Unterricht! In einer Krisensituation. Es gibt doch aktuell wirklich Wichtigeres als Unterricht!

Da waren ausnahmsweise alle Fachschaften mal einer Meinung und machten sich dafür stark, dass niemand eine Prüfung ablegen muss.

Fand ich schon irgendwie witzig. Vor allem, als sie Erfolg hatten.

Für mich lässt sich dieses erste Onlinesemester schlicht und ergreifend mit einem Satz zusammenfassen: „Das ist jetzt ja doof.“

Genau so sahen die Professoren aus, die uns nicht ganz viel Zeug fürs Selbststudium auf den Tisch geknallt haben. So, als würden sie am liebsten Kündigen und auf die Bahamas fliegen.

Wie der Geschichtslehrer meiner kleinen Schwester.

Was irgendwie witzig ist.

Egal.

Schwamm Drüber!

Jetzt läuft alles und ich lerne endlich wieder neue Sachen. Von faszinierenden Persönlichkeiten vermittelt. Juchhu!

Was für ein Scheiß.

Sag mal

Lisbeth, der überfliegende Medistreber, hat beschlossen, sich während der Krise pilzbefallene Zellen an den Hals zu holen. Oder, wie unwissende Außenstehende es wohl nennen würden: eine Doktorarbeit über die Auswirkungen von Cannabinoiden auf Zellen, die ungünstiger Weise Pilz bekommen haben. Nachdem Lisbeth sie mühsam und liebevoll aufgepäppelt hat! Für ihre Doktorarbeit ist ein Pilz also ähnlich wie für einen Fuß – eher suboptimal.

Ihr Pilzdilemma hat absolut nichts mit meinem Studium zu tun. Ich habe nur das tiefe Bedürfnis verspürt, diese Information mit euch zu teilen. Lisbeths Zellen haben Pilz und sie ist für Lisbeth-Verhältnisse so gar nicht verzückt von der Sache.

Dafür muss man wissen: Lisbeth wirkt häufig so, als könnte ihr eine Möwe auf den Kopf kacken und sie würde die Sache sarkastisch gegen die Wand grinsen.

Lisbeth wirkte so, wie ich mich in meinem Studium manchmal fühlte. So als hätte mein Studium Pilz. Und keinen guten Pilz, sondern diesen gemeinen Pilz, den man mit fünf Schichten Nagellack behandelt und der einen dann immer noch unter dem Nagel hervor angrinst, weil man ohne Badelatschen im Schwammbad war.

Ist das ungefähr so? Ich hatte noch nie Fußpilz. Du gute Gartenerde, die liebenden Meerschweinchen und die ständig nuckelnden Kois haben dem wohl vorgebeugt.

Oder einfach, dass meine Füße dermaßen hornhautbelastet sind, dass eine Hornisse mit ihrem Stachel da nicht durchkäme.

Auf jeden Fall, Lisbeth und ich hatten beide Pilz. Sie hatte zellenbefallenen Pilz und ich ein wundervolles, glänzendes Studium. Mit Pilz.

Wir beschlossen also, auf die übliche Weise gegen den Pilzbefall vorzugehen: mit einem ausgedehnten Spaziergang. Zwischen Sturm und Kälte und Schniesel (eine ominöse Mischung zwischen Schnee und Niesel, die nicht nieselig genug ist, um Graupel zu sein). Wir sind beide hartgesottene Küstenkinder. Wir kommen zwar nicht von der Küste, aber wir sind hart im Nehmen. Härter im Nehmen als die wahren Küstenkinder. Die Kälte hassen. Und Regen. Und Möwen. Und

keinen Fisch essen. Und nicht schwimmen gehen. Aber schwimmen können. Worauf sie bestehen.

Wenn Lisbeth und ich spazieren gehen, dann ist das eine zweistündige Kur zwischen Natur, Stadt und Hafen. Eine zweistündige Kur bei der wir über alles reden, was uns in den Sinn kommt, und wenn die Stimmung doch mal zu gedrückt wird, kramt Lisbeth in ihrem Anekdotenkästchen und holt die besten Anekdoten überhaupt raus. Ich weiß nicht wie, ich bin mir nicht einmal sicher, ob Lisbeth sich wirklich lustig findet, aber wenn sie anfängt, aus ihrem Leben zu erzählen, will ich mich am liebsten auf dem Boden kugeln. Dabei passiert aktuell bei ihr ähnlich viel wie bei mir. Sie studiert halt. Und nebenbei versucht sie krampfhaft, ihre Zellen von Pilzen fernzuhalten. Aber irgendwo in der Heimat, wie sie ganz nebenbei fallenlässt, hat die Großmutter sich den Arm gebrochen, weil sie über ihre eigenen Füße gefallen ist.

Wenn ich das erzähle, klingt es tragisch und echt unlustig. Wenn Lisbeth das erzählt? Ein Fall für Lorient.

Was eventuell vielleicht daran liegen könnte, dass sie in ihrem Leben mehr Lorient geschaut hat als ich in die Röhre.

Das sind so die besten Momente des Studiums: Wenn man seine Ruhe hat und sich über das echauffiert, was einem aktuell angetan wird. In Lisbeths Fall Klausuren. In meinem Fall ... öhm ... joa, was eigentlich? Ich denke, es sind die Professoren. Es sind immer die Professoren. Wenn jemand Schuld daran hat, dass einem langweilig wird, dann sind es die Lehrer gewesen und wenn die Lehrer nach ihrem Studium fleißig geblieben sind, schimpfen sie sich halt anders. Die Professoren meckern hier, die Professoren meckern dort, die Professoren geben uns diese ellenlangen Texte auf, die Professoren verlangen dieses Referat.

Lisbeth nickt in solchen Moment immer nachdenklich, ehe sie irgendeine wichtige Info aus ihrem Studium fallenlässt. Beispielsweise die, dass ein Stück dunkle Schokolade, regelmäßig eingenommen, den Blutdruck senken kann.

Meistens endet der Spaziergang mit einem Eis oder einer heißen Waffel. Obwohl ich auf die letzte heiße Waffel eher mit Bedauern zurückblicke.

Mein Bäuchlein hatten wir bereits thematisiert, oder? Dass es nichts verträgt außer Liebe und Rotwein, wobei ich keinen Rotwein trinke, von dem also in meinem Bäuchlein nur Luft ankommt. Luft und Liebe. Das mag mein Magen am liebsten. Am besten mit einem Hauch von Vorsicht und schon badet er in allem, was man ihm darbietet.

Naja, Lisbeth und ich haben nach einem unserer eisigen Spaziergänge eine heiße Waffel gegessen und die war nicht ganz durch und danach und während des Essens habe ich es gewagt, mich zu bewegen und mein Magen hat alle erdenklichen Krallen ausgefahren, die er besitzt, und mir fauchend gegen die Bauchdecke gepikt.

Als hätte man mir Vivis Kater zwischen die Gedärme gesteckt und als würde Vivi ihn in meinem Körper Insektenfangen spielen lassen. Was wirklich simpel das ist: Sie hält den Kater im Sommer fest und geht mit ihm die Wände ab. Er frisst gern Insekten. Vivi hat gern eine Wohnung ohne Insekten. Die perfekte Symbiose, wenn ihr mich fragt. Die perfekte Symbiose zwischen Mensch und Tier. Das Tier räumt auf, der Mensch gibt Futter und Obdach.

Verdammt, ich sollte meine Mäuse gegen eine Katze tauschen.

Aber, nein, ich war bei Lisbeth und unseren bissigen Waffeln. Und dem Ende unseres Spaziergangs.

Es ist so: Was auch immer ich mit meinen Freunden mache, wiederholt sich zu fast jeder Gelegenheit auf genau die gleiche Art und Weise.

Mich macht das wahrscheinlich spießig und setzt mir eine fette Hornbrille auf, aber damit fühle ich mich mit einem gigantischen Abstand am wohlsten. Mit diesem Wissen, dass, egal was die Welt gerade dreht, wir zwei Stunden spazieren gehen, zum Schluss irgendwas essen, was mir den Magen umdreht, nach Hause gehen, Wochen nichts voneinander hören, spazieren gehen und zum Schluss irgendwas essen, was mir den Magen umdreht. Ob wir nun ein Pilzproblem haben oder nicht!

Kein Schwamm Drüber. Ich lieb´s. Das muss nichts sauberpoliert werden.

Geschwister im Studium

Hin und wieder stellt man auch als Student fest, dass man kein Einzelkind ist. Spätestens, wenn die Geschwister fragen „He, können wir mal wieder eine Geschwisterwoche machen?“

Geschwisterwochen sind toll. Vor allem, wenn man sie in die Vorlesungszeit legen kann. Mein kleiner Bruder, das süße Phlopsy, hat einen Narren daran gefressen, mit in meine Veranstaltungen zu kommen, und zumindest der Sehr geehrte Herr Prof. Dr. Neumann scheint diese kindlichen Sympathien zu erwidern. Ein kleiner Knirps von 12 Jahren, der sich für Geschichte interessiert. Es gibt noch Hoffnung!

Phlopsy habe ich von Veranstaltung zu Veranstaltung geschleppt und wenn mir eine Veranstaltung besonders auf den Geist ging, habe ich ihm eine halbe Stunde lang erklärt, was er wissen muss, und dann hat er mit mir gemeinsam meine Kommilitonen ein winziges bisschen Gepiesackt.

Zum Beispiel das eine Seminar zu mittelalterlichen Urkunden. Es ging eigentlich nur darum, dass man liest, was da steht. Ja, alte Schrift, aber, komm, wir haben alle Augen im Kopf und nach einigen Wochen muss sich das Schriftbild doch so ein bisschen eingebraunt haben! Ich schnappe mir also Phlopsy, um meinen Standpunkt, wie dämlich das alles ist, unschuldig zu unterstreichen, erklärte ihm kurz, welcher Buchstabe sich wie über die Jahrhunderte verändert hat, und lehnte mich dann grinsend zurück, als Phlopsy meinen Kommilitonen begann den Text vorzulesen.

Ich befürchte, während Phlopsy und ich gleichalt und würden zur gleichen Zeit studieren, man, wir würden gehasst werden. Nicht auf die gute alte „mit denen reden wir nicht“-Art, sondern auf die russische Art. Ein wenig Gift in der Limonade hat noch niemandem geschadet. Phlopys hat mir die Veranstaltungen, die wir gemeinsam hatten, wahrscheinlich ähnlich versüßt wie ich Lisbeth die Veranstaltungen, zu denen ich mich ihr unschuldig grinsend an die Fersen geheftet habe. Weil es wichtig ist viel zu lernen und die Medis die coolsten sind und es echt witzig ist, wenn man zwischen den Medis sitzt und darauf wartet, hoffentlich nicht rangenommen zu werden. Weil ich nur sagen kann,

dass aus dem Wolff-Gang die Nieren herausgebildet werden. Bei dem ganzen hochkomplexen Lateinzeug?

Nur, weil ich mein Latinum ziemlich überzeugend abgeschlossen habe, bedeutet das noch lange nicht, dass ich Latein kann. Latein ist doof und die treffen sich immer auf dem Forum. Solange man also den Namen und den Ort rausfiltert, ist bis Cicero die Sache geritzt und was schlechteres als eine Zwei kann die Übersetzung gar nicht werden.

Es sei denn, man hat die Lateinlehrerin gehabt, die fest daran glaubte, dass Latein noch die Welt retten wird. Da hätten meine Skills vermutlich nur bis zu einer vier Minus oder weniger gereicht. Phlopsy scheint währenddessen einen Narren an der Uni gefressen zu haben. Und ich kann es verstehen. Wirklich! Endlich ist man einer von 13.000, es kennt zwar jeder früher oder später deinen Namen, aber eigentlich juckt es die Leute eher weniger, was du machst. Solange du gute Leistungen bringst und zu ihnen nett bist.

Wobei jeder nett anders definiert.

Auch Lucksy, mein süßes, kleines Schwesterchen, habe ich hin und wieder in meine Unistadt entführt. Allerdings, befürchte ich, sind bei uns beiden weniger coole Vorlesungen in Erinnerungen geblieben als viel mehr die Woche, in der ich saumäßig krank war und Lucky gemästet habe. Nicht, weil ich sie hassen würde. Sondern weil sie nicht auf meine wundervollen „Lass uns in den Zoo gehen“, „lass uns ins Kino gehen“, „lass uns nach Warnemünde fahren“-Angebote eingegangen ist, sondern meine Gesundheit schonen wollte und sich somit ins Futtern gerettet hat.

Wenn man Phlopsy futtern lässt, was er will, dann ist er wie meine Mäuse: ein bisschen was gern, aber wenn er satt ist, dann ist er satt und dann bekommst du da auch auf Gedeih und Verderb nichts mehr rein in diese Bohnenstange.

Wenn man Lucksy futtern lässt, was sie will, hält sie es wie ich: alles sehr lecker, wir sind unter normalen Umständen fünf Personen im Haus, wir sollten und das Zeug sichern, solange wir können, und da wir fünf Personen im Haus sind, ist das Futter nur in unserer Magensäure angemessen gesichert.

Lucky ist es gelungen, binnen von einer Woche drei Kilo zuzunehmen. Was jetzt vielleicht weniger Wow klingt, als es ist. Lucky ist so ein

durchtrainiertes Kerlchen von der Instyle-Sportseite und wiegt inzwischen bestimmt schon überzeugende fünfzig Kilo. Lucky nimmt nicht zu. Niemals. Die isst sich eher selbst auf, als dass sie zunimmt. Naja. Die ruhigen Seiten der Uni haben ihr ein kleines Fettpölsterchen auf die Hüften gezaubert, die Lucky jammernd und fluchend und schimpfend wieder abtrainiert hat.

Danach, wer hätte es gedacht, hatte ich ein wenig luckyfrei. Weil ich sie ja nur mästen würde.

Wir haben leicht verschiedene Ansichten über die Woche. Ich beharre auf meinen Angeboten, eine Runde zu drehen, Lucky beharrt darauf, dass ich so saumäßig aussah, dass man mich nicht vor die Tür hätte lassen können, aber ich bleibe dabei, dass ich bestimmt einen Zoospaziergang auf die Ketten bekommen hätte.

Aber, was soll's. Schwamm Drüber! Lucky hat sich von dem Kiloschock erholt, die Dozenten haben sich von dem Phlopsyschock erholt und ich? Ich erhole mich von meinen Geschwistern, während ich dieses Kapitel verfasse. Prösterchen.

Mit Tequila in der Blutbahn kannst du tanzen wie ein Truthahn

Die Überschrift, das ist die Aufschrift einer Postkarte, die in Lisbeths Küche hängt. Wäre ich ein vernunftbegabter Mensch, hätte ich das zu meinem Lebensmotto gemacht.

Einige Unimomente sollte man nur stockbesoffen erleben müssen. Beispielsweise wenn der Prof mal wieder sein eigenes Buch bewirbt. Oder wenn Objektivität (nein, wir diskutieren hier nicht, wie objektiv möglich Objektivität ist) zu Subjektivität wird und recht witzig anzusehen ist, wenn man in die Situation nicht involviert ist.

Kurzes Beispiel: Studi stellt Entwurf vor. Dozent findet Entwurf gut und gibt kleine Verbesserungsratschläge dazu. Studi arbeitet Vorschläge ein. Dozent findet den Entwurf großartig. Studi geht schlafen. Dozent verabscheut den Entwurf. Studi stellt einen neuen Entwurf auf. Dozent liebt den Entwurf. Studi geht schlafen. Dozent liebt den Entwurf. Studi hält Stunde. Dozent hasst den Entwurf und schwört, ihn niemals abgesehnet zu haben.

Ich schwöre euch, es gibt nichts Witzigeres, als dabei zuzusehen, wie diese Irrungen und Wirrungen zwischen Studi und Dozent eine Suppe zum Kochen bringen, die dem Joker nicht nur ein Grinsen ins Gesicht gebrannt hätte, sondern Hellboy in den Himmel hätte befördern können.

Oder, wartet, noch ein toller Unimoment: Wenn man die eMails nicht gecheckt hat und dann feststellt, dass der Kurs ausfällt.

Momente, in denen ich zurück nach Hause ging, an dem Cannabis-Bier-Laden vorbeispazierte und in meinem Kopf sich nur abspielte „Mit Tequila in der Blutbahn kannst du tanzen wie ein Truthahn.“

Leuts, ich denke, wir sind uns alle einig, dass wir verdammt glücklich darüber sein können, dass ich einen ganzen Besenstiel in meinem niedlichen Popöchen habe. Sonst, ich sag es euch, sonst wäre ich nicht nur der provokante Spießler in der zweiten Reihe gewesen, der zu seiner persönlichen Belustigung Thesen in den Raum wirft, die irgendwo unhaltbar sind, aber doch interessant genug, damit sich viele, viele Menschen darüber den Mund zerreißen. Freiwillig. Freiwillig diskutieren! Ohne, dass es bewertet wird. Was ist denn das? Das müssen diese motivierten Studenten sein, von denen alle reden.

Nein, wäre ich weniger spießig, ich wäre das ein oder andere Mal auf den Tisch gesprungen und hätte die Langeweile weggestept. Daran gedacht habe ich allemal. Tausendfach. Manchmal ist die Hemmschwelle sogar ohne Alkohol besorgniserregend tief gesunken. Wann immer der Prof so viel wiederholt hat, dass ich am liebsten mit der Stirn auf den Tisch gehämmert hätte, bis ich die vorherige Sitzung vergessen habe und mich voll und ganz auf die Wiederholung als etwas völlig Neues konzentrieren kann.

Das Studium, ja, das ist schon eine witzige Angelegenheit. Es existiert zwar nicht, um zu unterhalten, aber, sind wir mal ehrlich, würden wir das Geschehen nicht gemeinschaftlich ins Lächerliche ziehen, würden wir längst heulend in der Ecke sitzen und dafür beten, dass jemand die Uni abfackelt.

Wie früher, wenn man eine Mathearbeit schreiben musste. Nicht gelernt hat. Weil man einfach keine Motivation hatte. Man bin ich. Es hat nie jemand die Schule abgefackelt und es hat nie jemand die Uni abgefackelt und selbst wenn jemand die Uni abgefackelt hätte, wären die Seminare einfach in den Hinterhof bei strömendem Regen verlegt worden.

Wir sollen uns schließlich nicht so haben. Wir sind hier an der Küste und alle nicht aus Zucker und wir sollen uns gefälligst zu dem Forschungsabend bewegen. Der ist toll!

Wie toll genau diese Forschungsabende sind, das kann ich nicht beurteilen, weil, naja, ich sie geschwänzt habe wie die Spieleabende, die Partys, die Vorlesungen, die Rauchgelage nach den Vorlesungen. Aber augenscheinlich sind diese Forschungsabende öde genug gewesen, damit nicht einmal meine Kommilitonen da hingegangen sind und das? Das ist ein winziges Unizeugnis. Das zeigt ziemlich genau, was dabei rauskommt, wenn Profs Unterhaltung verfassen.

Oder ihr Seminar nach ihrem Buch konzipieren dürfen. Oder dem Buch ihres Kumpels. Damit man fünfzehn Wochen darüber spricht, was Kleist in Kapitel sechzehn geschrieben hat. Oder warum ein Bindestrich die Literaturszene verändert hat.

Ne, im Ernst, ich liebe die Uni. Ich find sie toll. Die grenzdebilen Leute da (man sagt immer, wenn man als einziger seltsam ist, dann liegt es an einem selbst, aber Ausnahmen bestätigen die Regel und ich

beabsichtige voll und ganz die Regel zu bestätigen), die demotivierten Dozenten, die definitiv niemals und unter keinen Umständen unterrichtstauglichen Seminarthemen (die Agrargeschichte Mecklenburgs von 1900 bis 2000, jaja) oder die mehr oder weniger begeisterten Professoren, die sich von ihrem Leben entweder mehr Glamour oder mehr interessierte Studenten versprochen haben. Oder einfach weniger klugscheißende Idioten wie mich, die die Klappe nicht mehr aufbekommen, sobald sie ein winziges bisschen Respekt vor einem Prof haben. Was nicht oft passiert. Wenn aber doch, dann nachhaltig.

Was die Profs definitiv trotz ihres glänzenden und mühevoll erarbeiteten Titels noch lernen müssen: Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist. Und was ich als guter Studi verinnerlicht habe: das bis zum Erbrechen ausgewrungene Handtuch zu schmeißen, bevor die Sache unerträglich wird.

Also danke fürs Lesen und, ja, bis zum nächsten Mal. Bis es Zeit wird, dass der Schwamm drunter gelegt wird oder so.

Eure über sich selbst überaus amüsierte und sich zutiefst selbst feiernde Cel